Polem.
980cm-1

Polem.
980 m Feuerbach
-1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36606372840011

<36606372840011

Bayer. Staatsbibliothek

Die

Religion der Zukunft.

Die

Religion der Zukunft.

Von

Friedrich Feuerbach.

Zürich und Winterthur.

Verlag des literarischen Comptoirs.

1843.

335. B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von J. Fr. Heß.

Dem

Andenken

meines Bruders

Carl Wilhelm Feuerbach.

Vorwort.

Um von vornherein jeder Mißdeutung der nachfolgenden Blätter und ihres Titels vorzubeugen, erklärt der Verfasser, daß er unter Religion nichts anderes versteht, als die zur innern Gesinnung gewordene, den ganzen Menschen durchdringende und bestimmende Kenntniß von den wahren Grundbedingungen der menschlichen Glückseligkeit. Religionslehre ist ihm die Lehre von der menschlichen Glückseligkeit.

Handelt es sich also von der Religion der Zukunft, so wird gefragt: Worein wird die Zukunft die Grundbedingungen der menschlichen Glückseligkeit setzen?

Gegenwärtiges Schriftchen enthält die Antwort auf diese Frage, und der Verfasser lebt der gewissen Hoffnung, daß der vorurtheilsfreie Leser den darin aufgestellten Grundsätzen seine Beistimmung nicht versagen wird.

Diese Hoffnung übrigens ist es nicht allein, die ihn zur Veröffentlichung dieser Blätter bewogen hat; auch dringendes Pflichtgefühl hat ihn dazu bestimmt.

Was ihm selbst seit so vielen Jahren einen unerschütterlichen Frieden gewährt, kann möglicherweise auch in Anderen einen solchen Frieden begründen. In diesem Gedanken allein liegt ihm Aufforderung genug, seinen Glauben öffentlich auszusprechen, den er übrigens *seinen* Glauben nur insofern nennt, als er sich von ihm ganz durchdrungen fühlt und weiß; denn nicht im Kopfe eines Einzelnen ist „die Religion der Zukunft" ersonnen worden; nein! sie ist ein reifes Kind der Zeit, eine Thatsache der Geschichte, eine vollkommen zeitige Frucht vom Baume der Erkenntniß des Guten und des Bösen, der seine ewigen Wurzeln im Grund und Boden des menschlichen Wesens hat.

I.

Die Vergangenheit — und der Vergangenheit gehört auch die jetzt noch gläubige Christenheit an — hat unter dem Namen Gott in ihrem Glauben ein persönliches, selbstbewußtes, allmächtiges Wesen verehrt, dessen einziges Augenmerk sein soll, die Menschen zu seiner persönlichen, ausschließlichen Verehrung zu erziehen. Dieses Wesen soll nach dem Berichte der Bibel durch Wunder verschiedener Art, worunter seine Menschwerdung in Christo das größte, sich geoffenbart haben; und dem Glauben aller christlichen Bekenntnisse nach, soll er in allen Zeiten bis auf unsere Tage mancherlei wunderbare Kennzeichen von seinem persönlichen Verkehre mit der Menschheit gegeben haben. Die Bibel aber hat sich vor dem Richterstuhle der historischen wie philosophischen Forschung als ein Werk ausgewiesen, das so gut, als die Weda's der Indier, der Zendavesta der Perser, der Koran der Türken, die deutlichsten Spuren eines menschlichen, natürlichen Ursprunges an sich trägt und also gar keinen Anspruch auf das Ansehen eines übermenschlichen, untrüglichen Werkes machen kann. Was aber die andern, die außerbiblischen, unmittelbaren, persönlichen Einwirkungen Gottes auf die Menschen betrifft, deren allerdings sehr viele in der frommen Literatur aller christlichen Bekenntnisse erzählt werden, so lösen sie sich alle, eben so wie die biblischen Wunder, vor dem prüfenden Auge der Vernunft in Dunst und Nebel auf. Sie werden immer am Ende als absichtliche Lügen

oder als nur in der Einbildung frommer Schwärmer vorgegangene Erscheinungen erkannt. Alle sogenannten Offenbarungen eines solchen Gottes sind demnach ohne haltbare Gewährschaft.

II.

Dem christlichen Glauben an die Menschwerdung Gottes, an die Wunder Christi und an das noch immer fortwährende persönliche Eingreifen Gottes in das menschliche Leben liegt die allerdings vernünftige Forderung zu Grunde, daß ein Gott, welcher in persönlichem Verhältniß zu der Menschheit fortwährend stehen soll, und die Verehrung seiner Person von ihr verlangt, auch auf eine persönliche, in die Sinne fallende, unläugbare Weise sich offenbaren müsse. Diese Forderung selbst schließt aber schon den Keim zur Läugnung eines solchen persönlichen Gottes in sich; denn dieser Forderung zufolge darf ich natürlich schließen, daß er gar nicht existirt, da es ja keine sicheren Zeugnisse darüber gibt, daß er sich je auf eine persönliche, in die Sinne fallende, unläugbare Weise geoffenbart hat.

III.

Die Menschen, im Gefühle ihrer persönlichen, selbstbewußten Willenskraft, kommen natürlich leicht darauf, daß sie annehmen, ein solcher persönlicher, selbstbewußter Wille müsse auch den großartigen Erscheinungen in der Natur zu Grunde liegen, die, wie z. B. Gewitter, Stürme, Erdbeben, nothwendig einen gewaltigen Eindruck auf sie machen. Sie fühlen sich von solchen Erscheinungen abhängig, in ihrer Existenz bedroht; so kommt ihnen denn das Gefühl der Abhängigkeit von jenem persönlichen Willen, den sie bei diesen Erscheinungen als Ursache voraussetzen.

Mit einem solchen Abhängigkeitsgefühle entsteht ihnen aber natürlich zugleich der Wunsch, diesen persönlichen, mächtigen Gott, den sie sich vorstellen, zum guten Freund zu haben. Wie soll ich mir die Gottheit befreunden? In dieser, aus jenem Gefühle der Abhängigkeit von Gott, d. h. in Wahrheit von der Natur, hervorgehenden Frage liegt der Ursprung der die Gottheit und die Menschen vermitteln wollenden Priester, der Opfer, der Tempel, mit Einem Worte, eines jeden Gottesdienstes. Also der Glückseligkeitstrieb spielt bei allen frommen Täuschungen die Hauptrolle. Von vornherein läßt sich nun schon behaupten, daß wenn der Glückseligkeitstrieb in Täuschungen sich verirrt, er nothwendig auch sein Ziel verfehlen muß. So verhält es sich denn auch wirklich. Die Verirrung des Glückseligkeitstriebes in den Glauben an einen persönlichen Gott hat zur Folge, daß die Menschen ihre *wahren*, ihnen wirklich zu Gebote stehenden Bedingungen des Glückes und Wohlseins einem *eingebildeten* Gute opfern, und dies findet man nicht nur in der Geschichte bestätigt, sondern es läßt sich noch tiefer aus der menschlichen Natur, wie aus der Natur des Glaubens an eine persönliche Gottheit, insbesondere des christlichen Glaubens, begründen.

IV.

Aus der Geschichte sehen wir, daß für theologische Vorstellungen unendlich mehr Blut geflossen, unendlich mehr Menschenleben geopfert worden ist, als für sogenannte weltliche, irdische Zwecke. Bei unzähligen Völkern des Alterthums gehörten Menschenopfer zum Gottesdienste, wie bei den alten Galliern, Scythen, Griechen, Römern, Hebräern, Phöniziern. Also Millionen Menschen sind ihren Göttern von Priesterhänden im eigentlichsten, natürlichsten Sinne geopfert worden. Und die Abschaffung der

oder als nur in der Einbildung frommer Schwärmer vorgegangene Erscheinungen erkannt. Alle sogenannten Offenbarungen eines solchen Gottes sind demnach ohne haltbare Gewährschaft.

II.

Dem christlichen Glauben an die Menschwerdung Gottes, an die Wunder Christi und an das noch immer fortwährende persönliche Eingreifen Gottes in das menschliche Leben liegt die allerdings vernünftige Forderung zu Grunde, daß ein Gott, welcher in persönlichem Verhältniß zu der Menschheit fortwährend stehen soll, und die Verehrung seiner Person von ihr verlangt, auch auf eine persönliche, in die Sinne fallende, unläugbare Weise sich offenbaren müsse. Diese Forderung selbst schließt aber schon den Keim zur Läugnung eines solchen persönlichen Gottes in sich; denn dieser Forderung zufolge darf ich natürlich schließen, daß er gar nicht existirt, da es ja keine sicheren Zeugnisse darüber gibt, daß er sich je auf eine persönliche, in die Sinne fallende, unläugbare Weise geoffenbart hat.

III.

Die Menschen, im Gefühle ihrer persönlichen, selbstbewußten Willenskraft, kommen natürlich leicht darauf, daß sie annehmen, ein solcher persönlicher, selbstbewußter Wille müsse auch den großartigen Erscheinungen in der Natur zu Grunde liegen, die, wie z. B. Gewitter, Stürme, Erdbeben, nothwendig einen gewaltigen Eindruck auf sie machen. Sie fühlen sich von solchen Erscheinungen abhängig, in ihrer Existenz bedroht; so kommt ihnen denn das Gefühl der Abhängigkeit von jenem persönlichen Willen, den sie bei diesen Erscheinungen als Ursache voraussetzen.

Mit einem solchen Abhängigkeitsgefühle entsteht ihnen aber natürlich zugleich der Wunsch, diesen persönlichen, mächtigen Gott, den sie sich vorstellen, zum guten Freund zu haben. Wie soll ich mir die Gottheit befreunden? In dieser, aus jenem Gefühle der Abhängigkeit von Gott, d. h. in Wahrheit von der Natur, hervorgehenden Frage liegt der Ursprung der die Gottheit und die Menschen vermitteln wollenden Priester, der Opfer, der Tempel, mit Einem Worte, eines jeden Gottesdienstes. Also der Glückseligkeitstrieb spielt bei allen frommen Täuschungen die Hauptrolle. Von vornherein läßt sich nun schon behaupten, daß wenn der Glückseligkeitstrieb in Täuschungen sich verirrt, er nothwendig auch sein Ziel verfehlen muß. So verhält es sich denn auch wirklich. Die Verirrung des Glückseligkeitstriebes in den Glauben an einen persönlichen Gott hat zur Folge, daß die Menschen ihre wahren, ihnen wirklich zu Gebote stehenden Bedingungen des Glückes und Wohlseins einem eingebildeten Gute opfern, und dies findet man nicht nur in der Geschichte bestätigt, sondern es läßt sich noch tiefer aus der menschlichen Natur, wie aus der Natur des Glaubens an eine persönliche Gottheit, insbesondere des christlichen Glaubens, begründen.

IV.

Aus der Geschichte sehen wir, daß für theologische Vorstellungen unendlich mehr Blut geflossen, unendlich mehr Menschenleben geopfert worden ist, als für sogenannte weltliche, irdische Zwecke. Bei unzähligen Völkern des Alterthums gehörten Menschenopfer zum Gottesdienste, wie bei den alten Galliern, Scythen, Griechen, Römern, Hebräern, Phöniziern. Also Millionen Menschen sind ihren Göttern von Priesterhänden im eigentlichsten, natürlichsten Sinne geopfert worden. Und die Abschaffung der

gottesdienstlichen Menschenopfer — im Vorbeigehen gesagt — ist eine Ehre, die man fälschlich allein dem Christenthume zuerkennt; denn bei den Römern und Griechen, wie dies aus ihren Schriften leicht nachzuweisen, hatte man schon Jahrhunderte vor der Erscheinung des Christenthums die Menschenopfer abgeschafft, nachdem sie durch Künste und Wissenschaften aus ihrer ursprünglichen Rohheit auf die Stufe gebildeter Völker emporgehoben waren. — Man denke ferner an die Millionen und Millionen Menschen, welche seit den Zeiten des Christenthums für theologische Meinungen und kirchliche Zwecke, sei es nun freiwillig oder gezwungen, ihr Leben einbüßten. Man denke an die Christenverfolgungen unter den römischen Kaisern, an die blutigen Schlachten, welche schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums die christlichen Secten gegen einander führten, an die ein paar Jahrhunderte hindurch geführten Kreuzzüge zur Eroberung des heiligen Grabes, an die unzähligen Menschen, die angeblich als Hexen und Zauberer, oder als Ketzer, auf den Scheiterhaufen der Inquisition ihr Leben aushauchten, an die Pariser Bluthochzeit, welche das Signal zur Ermordung von nicht weniger als 60,000 Protestanten in Frankreich war, an einen dreißigjährigen Krieg zwischen Protestanten und Katholiken; an das noch heutzutage wegen seines katholischen Glaubens von England so schmählich unterdrückte, täglich dem Hungertode entgegenschmachtende irländische Volk; ferner an die freiwilligen Selbstentmannungen so vieler frommen, christlichen Schwärmer, an alle die Nonnen und Mönche, deren Leben durch Krankheiten, in Folge der Ehelosigkeit, verkümmert und verkürzt worden ist. Noch mehr! Gibt es nicht noch etwas Edleres zu opfern, als Blut und Leben? Was fordert denn die christliche, insbesondere die evangelische Kirche von dem, der den Namen eines ächten Christen in Anspruch nehmen will? Ein beständiges Opfer seines selbstständig denkenden,

auf seinen eigenen Gesetzen ruhenden Geistes, wie seines freien Willens. Nur das ist wahr, sagt sie zu ihm, was in der Bibel steht; du mußt dein Glauben und Denken dem buchstäblichen Inhalte der Bibel unterwerfen. Du darfst beim Denken dich nicht unmittelbar zum Gegenstande verhalten; du darfst nicht fragen, was ist das Wesen dieses Gegenstandes? sondern: was ist Gott und der Bibel gefällig, daß ich von diesem Gegenstande halte und meine? Du darfst auch keinen freien Willen haben; du hast bei allen deinen Handlungen nicht zu fragen, was vernünftig, was in Beziehung auf dein und Anderer Wohl förderlich und zweckmäßig sein mag, sondern mußt einzig immer darauf sinnen, was dem lieben Gott, dessen Weisheit eine andere, als die menschliche, gefällig sein mag, was Gott in der Bibel, was er durch den Mund des Geistlichen, durch außerordentliche Winke und Führungen dir verbietet, oder erlaubt und zu thun heißt; — Forderungen, die, wo sie wirklich ernstlichen Eindruck machen, in unserer Zeit, welche nicht mehr die Zeit des Christenthums, sondern des erwachten menschlichen und staatsbürgerlichen Bewußtseins ist, natürlich nur moralisch verkrüppelte, gemüths- und geisteskranke Sklavenseelen erziehen können; Forderungen, denen, wie es bei ihrer Unnatur und Unmenschlichkeit nicht anders möglich ist, die Narrenhäuser nicht den geringern Theil ihrer Bevölkerung verdanken.

Menschenopfer werden also noch heute dem christlichen Gott in Unzahl dargebracht. Oder verdient etwa der, welcher auf seine Vernunft und auf seinen freien, nur das Vernünftige und wahrhaft Menschliche als Richtschnur anerkennenden Willen verzichtet, verdient ein blödsinniger Sklave noch den Namen eines Menschen?

V.

Auf den Vorwurf, das Christenthum fordere das Opfer des denkenden Geistes, wenden manche Theologen ein, nur in der Sphäre des christlichen Glaubens müsse die Vernunft ihre Rechte aufgeben, sonst überall dürfe sie frei schalten und walten. Dies ist aber an sich unhaltbar, und dann auch mit dem christlichen Glauben selbst im Widerspruche; denn wer wird mir genau bestimmen wollen und können, wo jene Sphäre angehen und wo sie aufhören soll? Wie? Ich soll ein gläubiger Christ sein können, ohne daß zugleich das Christenthum meine Ansichten und Gesinnungen in Hinsicht auf die Bestimmung des Menschen, auf die Erziehung, die Ehe, den Staat, die Geschichte, die Natur, mit Einem Worte, in Hinsicht auf alles Denkenswerthe leite und wesentlich bestimme? Ferner: wenn der christliche Glaube sagt, sein persönlicher Gott sei allgegenwärtig, er sei überall, — ist dies etwa nur so zu verstehen, daß er blos räumlich überall sei, oder auch in dem Sinne, daß Alles und Alles einer geistigen Beziehung auf diesen persönlichen Gott fähig sei? Soll aber Gott auch in diesem letztern Sinne allgegenwärtig sein, — und jeder Theologe wird sich schämen, dies zu läugnen — so ist es ganz klar, daß die Sphäre des christlichen Glaubens grenzenlos und unendlich ist. Ist aber Letzteres der Fall, so ist es auch klar, daß ich überall Christ sein, als Christ wollen, handeln und d e n k e n, also z. B. in der Naturlehre allen Gegenbeweisen der Vernunft und Wissenschaft zum Trotze überzeugt sein muß, daß sich die Sonne um die Erde bewegt, weil in der sogenannten göttlichen Offenbarung, in der Bibel, die Sonne sich um die Erde bewegt. Es ist also buchstäblich wahr, was oben behauptet wurde, daß der christliche Glaube ein fortwährendes Opfer des selbstständig denkenden Geistes verlangt; denn Contrebande

des Teufels ist ihm zufolge jeder Gedanke, dem nicht der unverkennbare Stempel des Christenthums aufgedrückt ist.

Auch in der Geschichte sehen wir die oben angeführte Einwendung mancher Theologen widerlegt; denn zu allen Zeiten hat der christliche Glaube sich aller menschlichen Verhältnisse, besonders der politischen und Familien-Verhältnisse, so wie aller Fächer des Wissens, bemächtigen und sie bevormunden wollen; daher darf heute noch im Kirchenstaat gar kein Buch, welcher Art es sei, ohne geistliche Bewilligung die Censur passiren; daher denn in unserer nächsten Nachbarschaft auf deutschem Boden der christliche Glaube sogar juristische und medicinische Katheder bestiegen hat, um die wißbegierige Jugend in ein „christliches Staatsrecht," in eine „christlich germanische Medicin" einzuweihen; daher denn noch heutzutage, selbst auf protestantischen Akademien, die theologische Facultät auf den Vorrang vor den übrigen Facultäten Anspruch macht.

VI.

Der Glückseligkeitstrieb ist der mächtigste Hebel alles menschlichen Lebens, Thuns und Denkens. Aber die zwei wichtigsten Bedingungen zur menschlichen Glückseligkeit sind erstens: daß die Menschheit ihr eigenes Wesen, in welchem allein ihre wahren, wesentlichen Bedürfnisse begründet sein müssen, kenne, und zweitens: daß sie ihr eigenes Wesen liebe.

VII.

Selbstkenntniß der Menschheit ist die erste Bedingung ihrer Glückseligkeit. Das Christenthum überhaupt ist nun dieser Kenntniß nicht günstig; denn sowohl das Werkzeug, wodurch sie mög-

lich ist, nämlich die Vernunft, als auch der Gegenstand dieser Kenntniß, nämlich der Mensch überhaupt, wird von ihm verächtlich weggeworfen. Die menschliche Vernunft, sagt der christliche Glaube, kann für sich nicht zur Wahrheit führen, sie taugt gar nichts, wenn sie nicht von Oben erleuchtet ist. Der Verfasser dieser Schrift könnte hier einige der schmeichelhaftesten Ehrentitel anführen, welche von den Theologen, namentlich auch von Luther, der natürlichen Vernunft beigelegt werden; er verzichtet aber lieber darauf, aus Rücksicht für die Jünglinge und Jungfrauen, denen diese Blätter in die Hände gerathen könnten. Auf die natürliche Vernunft, das Werkzeug unserer Selbstkenntniß, sieht also das Christenthum mit der größten Geringschätzung herab; aber auch der Mensch überhaupt wird uns von ihm wahrlich nicht als ein denkens- und forschenswerther Gegenstand hingestellt. Seit Adams Apfelbiß und wegen dieses Apfelbisses, wie uns die Bibel belehrt, aus welcher die „erleuchtete Vernunft" sprechen soll, ist ja der Mensch nicht das Geringste mehr werth, und verdient, von Haus und Geburt aus, nach seinem Tode im ewigen Feuer zu schmoren; und zu seiner Glückseligkeit braucht er nicht das menschliche Wesen zu kennen, sondern er braucht nur an die Nichtswürdigkeit des menschlichen Wesens und an das Verdienst des Blutes Christi zu glauben. Man kann daher in Wahrheit sagen, daß durch Adams Apfelbiß, ich will sagen, durch die Lehre von der Erbsünde, der Menschheit aller Appetit zu ihrer Selbstkenntniß verdorben, und insofern allerdings ein sehr reelles Unheil angestiftet worden ist.

VIII.

Aus dem bisher Gesagten geht hervor, daß der christliche Glaube keineswegs geeignet ist, die Menschen zur Erforschung

ihres Wesens aufzumuntern. Zunächst nun gehen wir zur Menschenliebe über. Sodann aber kehren wir wieder zum menschlichen Wesen selbst zurück; wir werden fragen, worin es besteht; ferner: wie das Christenthum zu allen einzelnen Eigenschaften desselben sich verhält, und auf diesem Wege uns gründlichst überzeugen, wie unser Glückseligkeitstrieb so gar nicht seine Rechnung findet, indem er im Christenthum seine Befriedigung sucht.

IX.

Die zweite Grundbedingung der menschlichen Glückseligkeit ist, daß die Menschen sich achten und lieben. Von vornherein dürfen wir nun schon annehmen, daß die Menschenliebe in dem Grade an Kraft und Stärke gewinnen muß, als sie ausschließlicher, ungetheilter, ungebrochener sein wird. Soll die Menschenliebe eine wahre und wesenhafte sein, so muß sie ausschließlich, ungetheilt und ungebrochen allein auf das menschliche Wesen sich beziehen. Ihr Grundsatz muß sein: Achte und liebe in dir sowohl als in dem Andern über Alles den Menschen! Was sagt aber die christliche Religion? Antwort: Liebe Gott über Alles, und deinen Nächsten als dich selbst! Ich soll den Nächsten, wie mich selbst lieben, d. h. in dem Grade, in welchem ich mich selbst liebe. Das mag immerhin gelten; aber es bleibt dabei noch die Frage übrig: was soll ich denn in mir lieben? Meine menschliche Natur? Nein! Dem christlichen Glauben zufolge ist diese ja vor Gott, den ich über Alles lieben soll, durch und durch fluchwürdig, ein Gräuel vor seinen Augen; ihm zufolge darf ich mich blos als Christen lieben, d. h. als eine Person, welche durch die Gnade Gottes zu seiner (Gottes) rechten Verehrung, zum rechten Glauben, wozu wesentlich auch der Glaube an die Nichtswürdigkeit der menschlichen Natur gehört,

erweckt worden ist. Also soll ich auch dich, nicht als Menschen, nicht um des menschlichen Wesens willen, das allein in Wahrheit uns verbrüdert, sondern ich soll und darf dich nur als Christen lieben. Bist du kein Christ, so darf ich dich nicht lieben. Wir sehen also, daß bei der christlichen Nächstenliebe das menschliche Wesen ganz bei Seite geschoben ist, oder, wo es ja mit dem Kopfe ein wenig emportaucht, mit der Keule sogleich wieder in den Höllenpfuhl hinabgeschmettert wird. Die Nichtswürdigkeit der menschlichen Natur ist das dritte Wort des Christenthums; daher es natürlich das Bewußtsein von der Macht, Kraft und Herrlichkeit unserer Gattung, wie sie, in ihrer Ganzheit und Unsterblichkeit, in das Unendliche sich vervollkommnend, durch die Jahrhunderte fortschreitet, wie sie sich in so vielen tausend menschlichen Größen geoffenbart hat und noch immer offenbart — dieses die Menschenliebe so belebende Bewußtsein in uns gar nicht aufkommen läßt. So viel ist gewiß: das Christenthum gründet die Nächstenliebe nicht nur nicht auf das menschliche Wesen, sondern es schiebt sogar zwischen mir und dir eine gegen unsere gemeinschaftliche Natur feindselig gesinnte dritte Person ein. Es gibt nur Ein wesenhaftes, wahres und darum wahrhaft beglückendes Band der Nächstenliebe, nämlich: das menschliche Wesen selbst. Dieses Band wird aber vom Christenthume nicht nur nicht anerkannt, sondern auf das Gewaltsamste zerrissen.

X.

Soll der Mensch, oder soll ein angeblich persönlicher Gott, der sich noch nie der Menschheit persönlich geoffenbart hat, das Grundgesetz des menschlichen Lebens in Zukunft noch sein? Soll ferner noch die Menschheit dem theologischen Gott, oder soll dieser endlich dem Wohle der Menschheit ge-

opfert werden? Das ist die große Frage der Gegenwart und der nächstfolgenden Jahrhunderte.

XI.

Der wahrheitsliebende Denker, in sein eigenes Wesen blickend, erkennt seine menschlichen Kräfte, Anlagen und Triebe als eine überreiche Quelle der Glückseligkeit, und muß sie natürlich, als Quelle der Glückseligkeit, auch lieben; er kann aber hiebei nicht stehen bleiben, er sieht ja das menschliche Wesen nicht in seiner Person allein, sondern auch im ganzen Leben der menschlichen Gesellschaft, und zwar hier noch reicher und großartiger und in weitern Kreisen sich entfalten und bethätigen; er sieht eben jene Quelle hier als gewaltigen Strom daherbrausen, in den er sich nicht tauchen kann, ohne von seinen persönlichen Schranken, Flecken und Schwächen gereinigter, mit neugestähltem Lebensmuthe, freiern Athems wieder daraus hervorzugehen. Der wahrheitsliebende Denker fühlt sich sonach viel dringender, als der Christ, zur Menschenliebe bewogen, viel dringender, als der Christ, der seine menschliche Natur ja eben als den Grund seiner Nichtswürdigkeit und seiner Verdammniß ansieht, der die menschliche Gesellschaft höchstens um himmlischer Zwecke willen aufsuchen darf, außerdem aber sie fliehen soll, der, wenn er ja mit ihr in Berührung kommt, sich eher berufen fühlt, sie zu meistern und zu züchtigen, als ihr eine bessernde, erlösende Wirkung auf ihn selbst einzuräumen, weil er von Kindheit auf eigens dazu angeleitet und eingeübt wird, in ihrem ganzen Leben und Thun nichts als Schmutz, nichts als Erbärmlichkeit zu erblicken.

Achte und liebe über Alles in Andern sowohl, als in dir selbst das menschliche Wesen, als den wahren Erlöser vom wahren Uebel, als den Urquell aller

menschlichen Glückseligkeit! Kein Heil außer dem Menschen! Das ist die Religion des Denkers, das wird die Religion der Zukunft sein.

XII.

Zum menschlichen Wesen gehören: ein persönlicher, d. h. einen Körper durchdringender, selbstbewußter, denkender, bildungs- und entwickelungsfähiger Geist, ferner Willenskraft, endlich das Vermögen, mittelst der Seele und der Sinne zu fühlen, oder einfacher ausgedrückt: Seele und Sinnlichkeit, welche letztere wieder verschiedener Natur ist im Manne und im Weibe.

XIII.

Die menschliche Glückseligkeit wird nun offenbar darin bestehen, daß alle zum menschlichen Wesen gehörigen Kräfte, Anlagen und Triebe auf eine harmonische Weise, d. h. in Beziehung auf einander in gleichem, einträchtigem Verhältnisse sich üben, entwickeln und naturgemäß befriedigen können. Und dies ist nur möglich durch die Obhut, Vorsehung und unbedingte Herrschaft der menschlichen Vernunft, ist nur möglich durch die Vernunft, die in dem einzelnen, seine eigenen Kräfte, Anlagen und Neigungen kennenden Menschen zu ihm spricht, durch die Vernunft, welche aus dem mit den Bedürfnissen des menschlichen Wesens überhaupt und insbesondere mit seinem eigenen (der zu erziehenden Person) vertrauten Erzieher auf ihn einwirkt, endlich durch die Vernunft der Gesetze und Staatseinrichtungen, unter denen er geboren wird und lebt, und welche, weil sie ja für Menschen, nicht für ein anderes Wesen gegründet sein sollen, auch einzig die menschliche Natur zur Grundlage haben müssen.

Daraus ergibt sich denn auf unwidersprechliche Weise, daß wir das Wesen, in welchem, und die Kraft, durch welche die menschliche Glückseligkeit zu erreichen ist, nirgendswo sonst zu suchen haben, als im menschlichen Wesen selbst, und daß das wahre, einzige Princip der Handlungen und Gesinnungen des einzelnen Menschen, das Princip der Erziehung und des Staates kein anderes sein kann und sein soll, als das menschliche Wesen; so daß der Staat z. B. in Betreff der Ehe nicht zu fragen hat: verlangt der christliche Gott, daß sie unauflöslich sei? sondern nur fragen darf: ist es vernünftig, ist es dem menschlichen Wohle angemessen, daß die Ehe schlechterdings unauflöslich sei?

Indem wir also einen Blick in das menschliche Wesen geworfen haben, sind wir zugleich zu der Erkenntniß gekommen, daß unsere Glückseligkeit nur in unserm eigenen Element und Wesen gegründet ist. Die christliche Religion aber sagt gerade das Gegentheil, indem sie unsere Glückseligkeit auf das Leben in einer übermenschlichen Persönlichkeit, in Gott, gründen will.

XIV.

In der vorhergehenden Betrachtung ist der Vernunft im Menschen die oberste Aufsicht über die harmonische, gleichmäßige Ausbildung und Thätigkeit aller seiner Kräfte zugetheilt. Man könnte darin einen Widerspruch finden; er ist aber nur scheinbar. Der Vernunft wird dadurch etwa nicht die erste Stelle, nicht ein Vorzug unter den andern Kräften eingeräumt, sondern ihr eben nur die Function, die Thätigkeit, welche sie überhaupt und allein ausüben kann, zuerkannt, nämlich: aufzusehen, zu wachen, zu hüten, abzuwägen u. s. w. Auch die Vernunft gehört unter die Kräfte des menschlichen Wesens, auch sie ist berechtigt, sich zu bethätigen, und ihr Geschäft ist eben kein ande-

res, als aufzusehen, zu wachen, zu wägen, zu messen u. s. w. und, wenn sie auf die andern Kräfte einwirkt, natürlich ordnend und regelnd — anders kann sie nicht — einzuwirken. Auch muß sie überhaupt auf die andern Kräfte einwirken, wenn alle Kräfte des menschlichen Wesens in Eintracht thätig sein sollen; denn die Eintracht verschiedener Kräfte besteht nicht darin, daß sie neben einander, sondern mit einander, sich gegenseitig durchdringend, thätig sind.

Die Vernunft ist, wie schon Viele ausgesprochen haben, das Auge des innern Menschen. Indem das Auge sieht, indem es diese einzige ihm zukommende Function ausübt, wirkt es vorzugsweise leitend und berichtigend auf die andern Sinne; aber es herrscht darum nicht mit Beeinträchtigung der andern Sinne. Eben so verhält sich die Vernunft zu den andern Kräften. Ihre Herrschaft ist die Herrschaft der Liebe.

XV.

Der festeste, sicherste Grund und Boden, worauf die menschliche Glückseligkeit aufzubauen ist, kann kein anderer sein, als das menschliche Wesen selbst. Liegt mir das Gedeihen eines Weinstockes am Herzen, so muß ich vor Allem die Erfordernisse seiner Natur kennen, und, so zu sagen, seinen Willen allein berücksichtigen. Dasselbe gilt vom Menschen. Wollt ihr ihn glücklich machen, so zieht den Willen seines Wesens allein zu Rathe und laßt den göttlichen Willen außer Spiel, von dessen Offenbarung in der Menschengeschichte durchaus keine vor der Vernunft bestehenden Spuren und Kennzeichen vorhanden sind, und der bekanntlich nur zu oft als ein beschönigender Name für die Willkür menschlicher Tyrannei dienen mußte. Der Wille, der den Menschen über Alles heilig sein soll, vor dem sie in tiefster

Demuth sich beugen sollen, der wahrhaft göttliche Wille ist kein anderer, als der Wille des Menschen.

XVI.

Das Christenthum nimmt der Menschheit den Grund und Boden ihres eigenen Wesens unter den Füßen weg; daher der Christ immer eine in zwei Elementen lebende, zwischen Erd' und Himmel schwebende Person ist; daher, was er dichtet und thut, nothwendig einen zweideutigen, willkürlichen, sich selbst widersprechenden, auf zwei Stühlen sitzenden, unheilbringenden Charakter haben muß.

Was die Anziehungskraft der Erde für den physischen (körperlichen), das ist das menschliche Wesen für den ganzen Menschen; es ist unser Element, wir können nur durch dasselbe glücklich werden; was darüber und was darunter ist oder sein soll, das ist vom Uebel. Weder in viehischer Rohheit, noch in einem übermenschlichen, englischen Leben und Wesen besteht die menschliche Glückseligkeit, sondern in einem, allen **wirklichen** menschlichen Bedürfnissen des Einzelnen — wozu freilich auch die Bedürfnisse der Sinnlichkeit gehören — entsprechenden und mit dem Wohle der menschlichen Gesellschaft übereinstimmenden Leben.

Der Mensch allein ist und sei unser Gott, unser Vater, unser Richter, unser Erlöser, unsere wahre Heimath, unser Gesetz und Maaß, das A und O unsers staatsbürgerlichen und sittlichen, unsers öffentlichen und häuslichen Lebens und Strebens. Kein Heil außer dem Menschen!

XVII.

Außer den wirklichen, menschlichen Bedürfnissen, von denen eben die Rede war, gibt es auch künstliche, eingebildete, angelernte, aus den schwachen Augenblicken der Menschheit herstammende Bedürfnisse. Diese dürfen aber nicht auf ewige Zeiten hinaus zu allgemeinen Bedürfnissen der Menschheit gestempelt werden.

XVIII.

Wir wollen nun prüfen, wie das Christenthum sich zu allen einzelnen Kräften des menschlichen Wesens verhält; auf diesem Wege werden wir uns vollkommen überzeugen, ob es den einträchtigen, friedlichen Zusammenklang derselben, d. i. die menschliche Glückseligkeit, begünstigt oder nicht.

Was den denkenden Geist und den freien Willen anlangt, so sind wir in der vierten und fünften Betrachtung zu der Erkenntniß gelangt, daß diese beiden Kräfte vom Christenthum zum Opfer gefordert werden.

Zur völligen Vernichtung alles Zweifels über das Opfer des freien Willens fügen wir jedoch Folgendes hinzu:

Das Christenthum lehrt, daß alle guten Gaben von Oben kommen, daß die guten Werke, welche durch die Menschen geschehen, von Eingebungen Gottes, die bösen Werke von Eingebungen des Teufels herrühren. Wenn, dem Christenthum zufolge, ein gutes Werk, wozu ich, meiner fluchwürdigen, menschlichen Natur nach, ganz unfähig bin, durch mich geschieht, so geschieht es, weil G o t t es will, nicht weil i ch es will; denn wenn i ch es wollte, so wäre dies gute Werk ja m e i n Werk, und nicht Gottes, was dem christlichen Glauben gänzlich widerspricht. So

oft ich also ein gutes Werk verrichte, so ist mein Wille gar nicht dabei betheiligt, so bin ich willenlos, ein bloßes Werkzeug Gottes. So ist es denn ausgemacht, daß der Christ im Denken und Wollen als Sklave geboren wird, daß die Freudigkeit eines wahrhaften, unbedingten, redlichen Denkens und Forschens, so wie das beseligende Gefühl eines schönen, edeln Handelns und Strebens dem Christen ganz benommen ist, daß daher durch das Christenthum die Willenskraft, folglich auch die Thatkraft, ohne welche ich weder mein, noch anderer Menschen Glück schaffen kann, nur geschwächt werden muß.

XIX.

Wir gehen nun über zur Seele. — Wir haben in der dritten Betrachtung gesehen, daß alle Gottesverehrung ihren geschichtlichen Ursprung in dem Gefühle der Abhängigkeit der Menschen von der äußern Natur hat; daß der erschütternde Eindruck, welchen die Natur in einzelnen ihrer Erscheinungen auf sie macht, die Vorstellung einer, der Menschheit an Macht und Kraft überlegenen Persönlichkeit erregt, die sie nach und nach mit allen menschlichen — von diesen nur quantitativ (der Größe und Ausdehnung nach) unterschiedenen — Eigenschaften bekleidet, so daß in Wahrheit — wie man denn so ziemlich alle theologischen Meinungen nur auf den Kopf stellen darf, um die Wahrheit zu finden — nicht Gott den Menschen, sondern der Mensch Gott nach seinem Ebenbilde geschaffen hat.*)

Wie die Menschen an ihrem leiblichen Spiegelbilde, so haben sie ihre Freude an Gott, als an ihrem Ebenbilde, in wel-

*) S. Das Wesen des Christenthums, von Ludwig Feuerbach, in welcher Schrift dies auf das Gründlichste vom philosophischen Standpunkte aus durchgeführt ist.

chem sie ihr ganzes Wesen erblicken, ohne es jedoch als das ihrige zu erkennen, so wie die Kinder an der vom Spiegel zurückgeworfenen Gestalt sich ergötzen, auch wann sie derselben noch nicht als der ihrigen bewußt sind.

Im Gebete eröffnen nun die Menschen diesem, in frühester Jugend schon ihnen eingeprägten Bilde ihr Gemüth, breiten die geheimsten Falten ihres Herzens vor ihm aus, theilen ihm alle ihre Sorgen und Wünsche mit, bekennen ihm die auf ihrer Seele lastenden Vorwürfe des Gewissens. Durch diese rückhaltslose Mittheilung seiner eigensten, innigsten Angelegenheiten fühlt sich das Herz nicht wenig erleichtert; der fromme Beter fühlt aber diese Herzenserleichterung nicht als eine ganz natürliche Folge und Wohlthat des Sichaussprechens, sondern als eine unmittelbare Wohlthat Gottes, als eine unmittelbare, durch das Gebet hervorgerufene persönliche Wirkung Gottes auf ihn, als einen Beweis der persönlichen Liebe Gottes zu ihm. Das Gefühl dieser Herzenserleichterung, die der Fromme für eine Wirkung Gottes hält, muß daher in das Gefühl der Dankbarkeit, dieses wieder in das allgemeine Gefühl der Liebe übergehen. Die Natur der Liebe besteht aber darin, daß ihr Gegenstand meine Seele, mein ganzes Ich so ergreift, einnimmt und durchdringt, daß er in meiner Empfindung an die Stelle meines Ichs selbst tritt, daß dieses in ihm ganz aufgeht, und ich seine Eigenschaften als meine eigenen fühle.

So fühlt sich denn der Fromme im lebhaftesten Augenblicke der Andacht mit seinem göttlichen Bilde vereinigt, fühlt sich als ein von den Schranken einer menschlichen Persönlichkeit befreites, in's Unendliche maßlos sich ergießendes Wesen — fühlt sich Gott.

In dieser Darstellung liegt die Enthüllung des Geheimnisses von dem Ursprunge der sogenannten „innern Erfahrungen,“ Erscheinungen, Erweckungen, Erleuchtungen und Offenbarungen

Gottes, worauf sich die Frommen immer, als auf die letzte Instanz, den Einwürfen der Vernunft gegenüber, berufen. Hiemit ist aber zugleich dargethan, worin die Seligkeit des andächtigen Frommen besteht, nämlich darin, daß er in seiner Herzenserleichterung erst Gottes Nähe zu fühlen vermeint, dann, von der Gewalt der Liebe zu ihm hingerissen und in seine Anschauung ganz vertieft, nur Gott, d. h. sich selbst als Gott fühlt. Dies selige Gefühl ist aber nur von der Dauer einiger Minuten; allmälig macht die Verzuckung der wiederkehrenden Ueberlegung wieder Platz, der in Gott aufgelöste Fromme und der in dem Frommen aufgelöste Gott fallen wieder in zwei besondere Personen auseinander; der Fromme sieht sich aus dem Himmel auf die Erde, aus dem göttlichen Wesen in seine persönlichen Schranken wieder versetzt, und je mehr er in jenem Himmel, in jenem Gotte eben erst schwelgte, desto wesenloser, geschmackloser, erbärmlicher erscheint er nun sich selbst, erscheinen ihm alle Menschen, alle menschlichen Verhältnisse und Einrichtungen, wie Ehe und Staat, erscheint ihm die Erde, ja die ganze sichtbare Welt, alles Glück, das menschliche Liebe und Freundschaft, alles Vergnügen, das Kunst und Wissenschaft uns gewähren kann; mit Einem Worte: wesenlos, geschmacklos, erbärmlich ist in seinen Augen nun Alles, ja Alles, außer jener Seligkeit, die er in seiner eingebildeten Vereinigung mit Gott empfindet.

XX.

Der christliche Gott hat Neigungen und Abneigungen in Beziehung auf die verschiedenen Menschen, denn nur aus Gnade erweckt er die einen Menschen zum rechten Glauben, nur aus Gnade schenkt er ihnen die ewige Seligkeit, und nur aus Ungnade läßt er die andern in ihrem Unglauben stecken und über-

gibt sie den ewigen Flammen der Hölle. „Bin ich wirklich von Gottes Gnade erwählt oder von seiner Ungnade verworfen?“ Diese Frage kommt zwar dem Frommen nicht in dem Augenblick der lebhaftesten Andacht, wo er sich nur durch Gottes Liebe beglückt fühlt; aber sie muß ihm außerdem natürlich zu Zeiten aufstoßen, und ihn dann, eben je frömmer er ist, je mehr Gottes Gnade und Liebe ihm am Herzen liegt, je größere Seligkeit er schon aus dem Borne der göttlichen Liebe in den Augenblicken innigster Andacht geschöpft zu haben vermeint, nur desto mehr quälen und ängstigen. Hiezu kommt noch, daß, wofern der Fromme die Stimme seiner Vernunft nicht ganz zum Schweigen gebracht hat, bei den zahllosen, unauflöslichen Widersprüchen, welche die christliche Theologie in ihrem eigenen Kreise in sich schließt, bei dem Widerspruche, in welchen ein wahrhaft christliches Leben — wenn ein solches anders möglich ist — alle Augenblicke mit den unabweisbaren Anforderungen der sinnlichen Natur und mit dem äußern Weltlauf geräth, endlich bei dem so häufig auffallenden Widerspruche seiner heißesten, Gott vorgetragenen Bitten und Wünsche mit der darauf folgenden rauhen, ihrer spottenden Wirklichkeit, der Frieden seiner Seele nur zu oft auf das Empfindlichste gestört werden muß.

XXI.

Ein wahrer Frieden der Seele, der allerdings zu den wünschenswerthesten Gütern eines Menschen gehört, kann nur da emporkommen und gedeihen, wo zu dem Bewußtsein, daß du der menschlichen Gesellschaft nützlich bist, oder warst, oder werden willst, und zu dem hierauf gegründeten Gefühle des Anspruchs an die Liebe und Achtung der Menschen eine vollkommene, aus gründlichem Denken und Prüfen hervorgegangene Freiheit von

allen, auf einen persönlichen Gott sich beziehenden Vorstellungen sich gesellt.

Für den unbefangenen Denker gibt es nur Ein wesentliches Verhältniß, bei dem sein innerer Frieden betheiligt ist — das zur Menschheit; denn für ihn gibt es nur Eine Verpflichtung, die, der menschlichen Gesellschaft nützlich zu sein, ihr Wohl sich noch mehr, als sein eigenes, angelegen sein zu lassen, da er, der Einzelne, ihr natürlich immer mehr zu verdanken hat, als sie ihm; für ihn gibt es keine andere Sünde, als die Verletzung des Eigenthums, der Ehre, der Freiheit und des Friedens seiner Brüder und Schwestern im Menschen, als die Verletzung überhaupt alles Dessen, wobei der Menschen Wohl betheiligt ist; für ihn gibt es nur Einen Herrn, dem er Rechenschaft von der Verwendung seiner Kräfte, Anlagen und Kenntnisse schuldig ist: die menschliche Gesellschaft; kann er sich innerlich das Zeugniß geben, daß er diesen Herrn nach seinem besten Vermögen bedient hat und bedienen will, so betrachtet er sich im Uebrigen als freien Herrn seines Lebens und Lebensgenusses.

XXII.

Wenn es dir, geliebter Leser, je zuweilen etwa begegnet, daß du seufzest, und weißt doch selbst nicht recht, warum? so will ich dir sagen, was dir fehlt, glaube mir auf's Wort! Irgend eine dunkle Vorstellung aus der theologischen Welt treibt dann in dir noch sein Unwesen, und dein Zustand geht mir zu Herzen, denn so lange deine Seele auch mit dem dünnsten Faden an einer solchen Vorstellung noch hängt, kann ein wahrer Friede in dein Inneres unmöglich einziehen. Recht von Herzen wünsche ich, daß diese menschseligen Betrachtungen zur gründli-

chen Austreibung alles unfriedlichen, unseligen Geistes aus deiner Seele etwas beitragen möchten.

XXIII.

Es wäre mit dem äußern Frieden der menschlichen Gesellschaft weit besser bestellt, wenn die Gegensätze von Christenthum, Heidenthum, Judenthum, Lutherthum, Katholicismus, Calvinismus u. s. w. nicht bestünden, wenn überhaupt in das Verhältniß vom Menschen zum Menschen nicht die Vorstellung von einer übermenschlichen, dritten Person eingemischt würde; also wird auch dein innerer Frieden am besten begründet sein, wenn du mit gänzlicher Beseitigung aller Vorstellungen von einem persönlichen Gott, ganz einfach, nur als Mensch zur Menschheit dich verhältst.

Zu dieser Vereinfachung deiner geistigen Beziehungen bist du vollkommen berechtigt; denn außerdem, daß sie mit deinem innern Frieden, so wie mit dem äußern Frieden der menschlichen Gesellschaft sich so wohl verträgt, erleichtert sie dir erstens die Einsicht in alle menschlichen Verhältnisse, Fragen und Angelegenheiten, und zweitens die Erfüllung deiner Pflichten gegen die Menschheit.

Das Sprichwort sagt: Wer lang fragt, geht lang irre. Wer bei der Prüfung menschlicher Fragen nicht, wie der Philosoph, allein das Gutachten der Vernunft, sondern, wie der Christ, auch das der theologischen Facultät einzuholen sich verpflichtet fühlt, der ist natürlich bei jener Prüfung nicht wenig aufgehalten.

Was zweitens die Erleichterung im Ausüben der Pflichten gegen die Menschheit betrifft, so wirst du Einen Herrn allein besser und leichter bedienen können, als zwei zugleich. Niemand kann zweien Herren dienen, und am allerwenigsten zweien Her-

ren, deren Anforderungen und Ansprüche sich beständig widerstreiten.

XXIV.

Ein wahrer Seelenfriede ist nicht möglich ohne Zufriedenheit, und diese wieder nicht möglich ohne eine weise Beschränkung unserer Wünsche auf die nöthigsten und wichtigsten Lebensbedingungen, als da sind: die Achtung und Liebe unserer Nebenmenschen, Obdach, hinreichende Nahrung und Kleidung, Ehe und die erforderlichen Mittel, unsere Kinder zu guten Menschen, zu brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu erziehen. Dem in keinem Vorurtheil befangenen Denker genügen diese Lebensbedingungen; was dagegen den, durch das Christenthum verzärtelten und verbildeten Menschen anlangt, so kann er zwar ohne Mühe auf die Achtung und Liebe seiner Nebenmenschen verzichten, die er ja zu seiner himmlischen Seligkeit nicht braucht, und mit denen er nur durch ein sehr lockeres Band zusammenhängt, aber dafür braucht er zu seinem innern Frieden die Gewißheit von der ewigen Dauer seiner Seele und von der Gnade eines allmächtigen Gottes, durch welche allein ihm der Genuß eines ewigen Himmels zu Theil werden kann. Aber das volle Gefühl der Gewißheit von der Gnade Gottes und von seiner ewigen Seligkeit kann ihn höchstens auf Augenblicke entzücken; außerdem werden seine reizenden Vorstellungen und Bilder von der Gnade Gottes, von den himmlischen Freuden nicht wenig durch andere sich herbeidrängende Vorstellungen und Bilder von der Ungnade Gottes und daraus erfolgenden Höllenstrafe gestört werden.

Nichts ist wandelbarer und beweglicher, als Gemüth und Phantasie, und diese Beiden sind in der ganzen Sphäre des

christlichen Glaubens und Lebens die vorherrschenden Mächte. Bei der Quecksilbernatur des Gemüthes und der Phantasie ist es aber gar nicht zu verwundern, daß gerade die Freuden und Genüsse des Frommen die allervergänglichsten von der Welt sind. Nirgends folgen Freud' und Leid, Himmel und Hölle schneller auf und hinter einander, als im Kopf und Gemüth des Frommen. Nur der Verstand, nicht aber das Gemüth und die Phantasie, ist fähig, einen Gegenstand zu fixiren. Kaum hat der Fromme daher den Himmel umarmt, so fühlt er auch schon den Teufel an seinen Füßen zerren, um ihn in den Abgrund der Hölle wieder hinabzuziehen.

Eines dürfen wir sonach als gewiß annehmen, und das ist: das Christenthum, wo es Wahrheit, wo es eine nicht blos den Kopf, sondern die ganze Persönlichkeit einnehmende Gewalt ist, und das soll es ja nach dem Willen der Kirche sein, regt viel zu sehr die Thätigkeit der Phantasie und des Gemüthes auf, als daß es einen wahren Frieden zu verleihen im Stande wäre.

Wünsche ich zum wahren Frieden zu gelangen, so muß ich vor Allem mein ewig bewegliches, in das Schrankenlose hinaus schweifendes Gemüth kreuzigen, d. h. es auf ein bestimmtes, vernünftiges Ziel heften; dann werde ich ein Mann, dem, wie man zu sagen pflegt, Kopf und Herz auf dem rechten Flecke sitzt, der da weiß, was er ist, was er will und soll, und, auf den Felsgrund dieses Bewußtseins fußend, sich nie zum Spielballe verworren durch einander fließender und gaukelnder Gefühle und Bilder werden läßt.

XXV.

Die Gemüthsbedürfnisse, welche das Christenthum angeblich befriedigt, sind nur solche, welche durch das Christenthum eigens

angeregt und gepflegt werden, sind keine wesentlichen Bedürfnisse der Menschheit, sind Bedürfnisse, deren Befriedigung daher auch nur einen Scheinfrieden zu gewähren vermögen.

XXVI.

Die Menschen würden, dem Christenthum zufolge, nur durch die Gnade Gottes selig. Alle guten Gaben kommen von Oben, also auch der ächte Glaube, durch welchen die Menschen selig werden können, und welcher im natürlichen Menschen durch persönliche Einwirkung Gottes auf ihn erst erweckt werden muß. Wenn Gott nicht die Gnade hat, den rechten Glauben in dir zu erwecken, so bist du, ein so rechtschaffener Mann und der Gesellschaft nützliches Glied du auch sein magst, nach deinem Tode nur würdig, in den ewigen Flammen der Hölle zu braten, weil Adam in den Apfel gebissen hat, und durch diesen Apfelbiß die ganze menschliche Natur dergestalt vergiftet und verpestet worden ist, daß sie in Gott nur Gräuel und Abscheu erregen kann, wenn sie nicht durch den rechten Glauben, den aber, wie gesagt, seine Gnade allein in dir hervorbringen kann, wesentlich umgewandelt wird.

Dem Christenthum zufolge kann der Mensch nur durch die Gnade Gottes selig werden. Das Christenthum benimmt also dem Menschen allen rechtlichen Anspruch auf Glückseligkeit. Wird nun eine Religion, welche dir schon auf den Grund, daß du Mensch bist, allen Anspruch auf Glückseligkeit abläugnet, oder wird der Glaube der Zukunft, d. i. der Glaube an den Menschen, welcher deinen Glückseligkeitstrieb für vollkommen berechtigt, und die menschliche Natur selbst für das einzige Element erklärt, in welchem dieser Trieb seine wahre Befriedigung findet, geeigneter sein, den wahren Frieden deinem Innern zu verleihen?

XXVII.

Der Fromme erheischt zu seinem Frieden die ewige Dauer seiner Seele; die christliche Religion verspricht ihm die Unsterblichkeit, während die Philosophie sie ihm nicht verspricht. Was du aber dem Frommen nicht versprichst, weil du es nach bestem Wissen und Gewissen nicht versprechen kannst, das rechnet er dir an, als wenn du es ihm raubtest, und was du ihm versprichst, das rechnet er dir an, als wenn du es ihm schenktest, das nimmt er für baare Münze an. Daher das Gemüth des Frommen zu allen Zeiten das Eldorado eigennütziger Betrüger war; daher auch der Abscheu, den der Fromme gegen die „ruchlose" Philosophie hat.

Wenn übrigens die Philosophie von Herzen bedauert, dir die Unsterblichkeit nicht versprechen zu können, so ist wohl zu bedenken, daß sie dafür auch nicht fordert, die wichtigsten Bedingungen deiner menschlichen, irdischen Glückseligkeit dem jenseitigen Himmel zu opfern, wie dies von Seiten des christlichen Glaubens geschieht. Heilig sind dem Philosophen, der seinen Himmel nur in die menschliche Glückseligkeit setzt, die Bedingungen auch deiner menschlichen Glückseligkeit, während der Christ, der seinen eigenen Himmel einzig in das Jenseits versetzen muß, natürlich gegen die Erfordernisse seines, und noch mehr deines irdischen Glückes gleichgültiger sein muß. — Heilig aber vor Allem ist dem Philosophen die Erhaltung deines Lebens; ein philosophischer Arzt, der dich als Kranken behandelt, fürchtet, dir mit deinem Leben Alles zu rauben, während der christliche Arzt dir mit deinem körperlichen Leben nichts zu nehmen vermeint, als den von der Erbsünde abscheulich besudelten Rock deiner ewigen Seele, während der christliche Arzt dein irdisches Leben als ein Jammerthal, als einen Sündenpfuhl betrachtet, dem du

selbst, als guter Christ, so bald als möglich zu entfliehen schmachten mußt, während der christliche Arzt dein Leben als eine Sache ansieht, welche dir gar nicht einmal angehört, über die du gar nicht nach deinem Gutdünken verfügen darfst; denn es gehört ja Gott deinem Herrn allein, dem allmächtigen Gott, der, wenn er will, dich unter der Hand des geschicktesten Arztes sterben läßt, und, wenn er will, aus den Händen des ärgsten Pfuschers dich zu retten vermag.

XXVIII.

Wie der christliche Glaube mir die Unsterblichkeit verspricht, aber darum noch nicht gibt, so kann er zwar auf Augenblicke die düstere Seite des Todes durch die Vorstellung einer ewigen, himmlischen Seligkeit in Etwas verhüllen, er nimmt mir aber darum nicht den Tod in der Wirklichkeit. Sterben muß ich, ob Philosoph oder Christ. Hiezu kommt noch, daß, indem die christliche Religion durch die Vorschiebung des entzückenden Transparentes der himmlischen Seligkeit die abschreckende Seite des Todes verdecken will, der Tod durch jenes Transparent nur desto gräßlicher euch angrinsen muß; daher denn bekanntlich die christlichen Künstler ihre Meisterschaft besonders in der Darstellung der augenfälligsten und ekelhaftesten Schauer des Todes bewiesen haben.

Will ich in Beziehung auf den Tod zum Frieden kommen, so gibt es kein besseres Mittel, als mich zu ihm ganz unmittelbar, mit Beseitigung aller theologischen Bilder, zu verhalten, ihm nach Wegziehung alles beschönigenden Schleiers fest und unverwandt in's Angesicht zu schauen. Wenigstens Einmal jeden Tag muß ich ihm einige Augenblicke der Betrachtung weihen; auf diesem Wege wird er mir nach und nach aus einem Schreckens-

gespenst ein wahrer Freund, der Freud' und Leid mit mir theilt, der zu meinen Lebensgenüssen die beste Würze gibt, und der in schweren Leiden den kräftigsten Balsam des Trostes in meine Wunde träufelt. Beim Lebensgenusse ruft er mir zu: Genieße, ja wohl! genieße das Leben, denn es ist vergänglich, aber genieße es mit Maß, damit du das von Natur so kurze Leben nicht gewaltsam noch verkürzest; und in drückenden Leiden ruft er mir zu: Gedulde dich! über ein Kleines wirst du ja doch von mir aus aller Qual und Noth erlöst.

XXIX.

Während, wie wir in unseren früheren Betrachtungen sahen, die Denk- und Willenskraft sehr stiefmütterlich vom wahren Christenthum zurückgestoßen wird, kann die Seele, im Vergleich mit jenen Kräften, sich rühmen, sein Schooßkind zu sein; wie es aber in der Regel den Schooßkindern geht, so geht es auch der Seele; sie wird vom Christenthum verzärtelt. Was hilft es, wenn das Christenthum in der Seele so bald als möglich den Geschmack an dem Zuckerwerke himmlischer Seligkeit anzuregen und anzureizen sucht, und ihr dafür aller Geschmack an der derbern, aber auch reellern und gesundern Hausmannskost des wirklichen Lebens verdorben wird?

XXX.

Wie verhält sich das wahre Christenthum zur Sinnlichkeit, dieser so reichen Quelle menschlicher Glückseligkeit? — Das wahre Christenthum sieht das menschliche Wesen als durch und durch verdorben und vom Teufel durchdrungen an; aber ins Besondere gelten ihm unsere sinnlichen Neigungen für die unserem Seelen-

heil gefährlichsten Bundesgenossen des Teufels, welche daher, wenn nicht vernichtet, was unmöglich ist, doch möglichst ertödtet werden sollen.

Der Christ hat keine Berechtigung zu den gottseligen Genüssen der Seele; denn selbst des Genusses, welchen die Andacht gewährt, kann ich nur durch die von Gott in mir bewirkte Erweckung zum wahren Glauben, d. h. nur durch die Gnade Gottes, theilhaftig werden. Der Christ darf nicht einmal zu den gottseligen Genüssen der „unsterblichen" Seele, geschweige denn zu den gottlosen Genüssen des sterblichen Lebens sich berechtigt fühlen.

Daß durch diese christliche Anschauung vom Lebensgenusse, zu welchem der Mensch gar keine Berechtigung haben soll, ein schwerer, dichter Trauerflor über das ganze menschliche Leben überhaupt geworfen wird, wer sollte das nicht einsehen? Ja! noch mehr! Wer sieht nicht ein, daß in dieser Anschauung, wenn in irgend einer, der Keim zur Auflösung aller menschlichen Bande liegt? Oder ist die Einsicht, daß wir Menschen einer des andern zur Verschönerung unsers Lebens bedürfen, eines der schwächsten Bande, durch welche der gegenseitige Verkehr der Menschen in Friede und Eintracht zusammengehalten wird? einer der schwächsten Beweggründe, durch welche er immer neue Belebung erhält? Was hilft aber diese Einsicht, wenn wir, als Christen, zugleich glauben sollen, daß uns kein Recht zusteht, unser Leben zu verschönern? Und worauf zielen denn Lohn und Strafe, welche der Staat mit der Wage der Gerechtigkeit austheilt? Soll der Lohn dem verdienten Bürger nicht das Leben zu verschönern dienen, um Andere zu seiner Nachahmung aufzumuntern? Soll die Strafe den Verbrecher, zur Abschreckung Anderer, nicht in der Freiheit des Lebensgenusses beschränken? Welche Bedeutung aber können die vom Staat ertheilten Belohnungen und Strafen in

den Augen des Christen haben, der sich zum Lebensgenusse gar nicht berechtigt fühlen darf?

XXXI.

Wie wir in der dreizehnten Betrachtung erkannt haben, beruht das Glück des Menschen darauf, daß alle seine wesenhaften Kräfte, Anlagen und Triebe auf eine harmonische Weise sich entwickeln, bethätigen und naturgemäß befriedigen können. Daraus folgt nothwendig, daß weder Geist und Seele dem sinnlichen Leben, noch die Sinnlichkeit, das Leben des Leibes, dem Geist oder der Seele im einzelnen Menschen geopfert werden soll. Ersteres geschieht, wenn ich durch übermäßigen sinnlichen Genuß meine Verstandeskräfte schwäche und zerstöre und meine Gefühle für alle anderen, als sinnlichen Genüsse abstumpfe. Letzteres geschieht, wenn über der Ausbildung der geistigen Kräfte die Ausbildung des Körpers, wenn die zu seiner Gesundheit nöthige Pflege vernachlässigt wird. Jede allzusehr vorherrschende menschliche Kraft muß am Ende störend und schwächend auf sich selbst zurückwirken; in beiden eben angenommenen Fällen muß der ganze Mensch am Ende leiden. Ein schönes Gleichgewicht aller Kräfte und Thätigkeiten des Geistes, der Seele und des Leibes ist vor Allem das Erforderniß der menschlichen Glückseligkeit; in Betreff der Sinnlichkeit schreibt sie uns daher zwei Bedingungen vor: erstens Befriedigung, zweitens Beschränkung. In Beziehung auf die erste Bedingung haben wir bereits gesehen, daß diese vom Christenthum verläugnet wird, daß es von einer Befriedigung der Sinnlichkeit nichts wissen will, daß ihr Hauptaugenmerk nur ist, sie zu ertödten; daher, wo das Christenthum wirklich Seele und Grundtrieb der Menschen ist, es nothwendig zum ehelosen Leben führen muß. Und was die andere Glückseligkeitsbedingung anlangt, näm-

lich die Beschränkung der Sinnlichkeit — was leistet das Christenthum in dieser Hinsicht? Antwort: eben weil es die Sinnlichkeit mehr als beschränken, weil es dieselbe ertödten will, bewirkt es gerade das Gegentheil der Beschränkung. **Ruimus in vetitum,** wir stürzen uns gern in das Verbotene, sagt ein lateinisches Sprichwort. Mit einem je strengern, unbedingtern Verbote der Befriedigung du der Sinnlichkeit entgegentrittst, zu einem desto größeren Grade wird sie gereizt. Für den Frommen ist aber dies Verbot obendrein mit allem Ansehen eines allmächtigen Gottes, der ihn ewig verdammen oder selig machen kann, ausgestattet, eines Gottes, von dem er sich jeden Augenblick überwacht glaubt, der nicht nur überhaupt jede sinnliche Regung in ihm für einen seiner göttlichen Aufmerksamkeit würdigen Gegenstand hält, sondern sie auch schon, als solche, abgesehen von ihrer Befriedigung, als einen Raub an seiner Verehrung, als ein Verbrechen gegen seine Majestät achtet. Kein Wunder daher, wenn wir gerade bei den Frommen die Sinnlichkeit oft in einem Grade entwickelt finden, wie sie ihn selten in andern, gegen das Christenthum gleichgültigen Menschen erreicht. Kein Wunder für den Kenner der menschlichen Natur, wenn die fromme Sinnlichkeit bis zu Verirrungen, wie die Königsberger Auftritte, sich hinreißen läßt.

XXXII.

Wir haben das Christenthum in Beziehung auf die Denk- und Willenskraft, auf die Seele und die Sinnlichkeit betrachtet, und jeder denkende, unbefangene Leser wird nun mit dem Verfasser dieser Schrift die Ueberzeugung theilen, daß der christliche Glaube die einzelnen Kräfte des menschlichen Wesens theils verläugnet, theils irreleitet, daß er folglich ein harmonisches Zusam-

menwirken derselben keineswegs begünstigt, folglich auch die menschliche Glückseligkeit zu fördern wenig geeignet ist.

Das Christenthum ist ein irregeleiteter Befriedigungsversuch des im Herzen der Menschheit unaustilgbar lebenden Glückseligkeitstriebes, ist mit Einem Worte: eine Verirrung des Glückseligkeitstriebes.

Folgt nun daraus, daß man das Christenthum vielleicht gewaltsam auflösen, es verfolgen und dem Hohne des Volkes preisgeben soll? Durchaus nicht. Die jetzige, gebildete Menschheit steht zum Christenthum im Verhältniß eines gereiften Mannes zu seiner Mutter, die er als seine Mutter ehrt, obwohl er mancher Ungerechtigkeiten und Fehlgriffe, zu denen sie aus Unwissenheit und Einfalt bei ihrer Kindererziehung verleitet wurde, sich erinnert, der ihr seine schuldige Ehrerbietung nicht versagt, wenn er gleich davon weit entfernt ist, ihre Schwächen als Tugenden, und ihre beschränkten Ansichten als oberstes Gesetz seines männlichen Denkens und Handelns gelten zu lassen.

Am wenigsten zu verspotten, oder vielmehr am ehr- und schonungswürdigsten ist das Christenthum gerade da, wo es noch Wahrheit ist, und wo es zugleich durch die Einfachheit der äußern Verhältnisse vor groben Excessen bewahrt wird. Ein gerechter Gegenstand der Satyre sind vielmehr die halben Christen, die aus Charakterlosigkeit mit der Gnade des Himmels und mit dem Beifall der Welt zugleich buhlen, und vor Allem jene Heuchler, welche das Christenthum als eine vortheilhafte Maske zur Schau tragen.

Es handelt sich jetzt von etwas ganz Anderem, als das Christenthum zu verhöhnen und zu verfolgen; es handelt sich darum, daß die Menschen eben der unbewußten Seele des Christenthums, welche zugleich die Seele und das Herz der Menschheit genannt werden kann, nämlich des Glückseligkeitstriebes, sich recht klar

und deutlich bewußt werden, und ihn als vollkommen berechtigt anerkennen.

Der Glückseligkeitstrieb ist berechtigt; denn er ist im menschlichen Wissen gegründet, er ist das Herz der Menschheit selbst. Wer der Menschheit zumuthet, den Glückseligkeitstrieb zu verläugnen und zu ertödten, der muthet ihr nichts weniger zu, als sich das Herz aus dem Leibe zu reißen. Der Glücksseligkeitstrieb ist seinem Ursprunge nach wahr und berechtigt; denn er kommt aus dem Menschen; soll er aber auch seinem Ziele nach wahr und berechtigt sein, soll er nicht auf falsche, dem Glücke der Menschheit gefährliche Bahnen sich verirren, so darf er nicht in eine übermenschliche Traumwelt hinübergeleitet, sondern auf seinen wahren Ursprung und Urgrund, auf den Menschen, zurückgeführt werden, so muß das Ziel des Glückseligkeitstriebes in kein anderes, als das menschliche Wesen selbst gesetzt werden. Kein Heil außer dem Menschen! In diesen Worten liegt die ganze Religion der Zukunft.

XXXIII.

Zwei richtige Bedingungen der menschlichen Glückseligkeit, wie sich uns oben in der dreizehnten Betrachtung ergeben hat, sind die Erziehung und der Staat.

Die Erziehung will dich befähigen, das Leben weise zu genießen, das Leben so zu genießen, daß du die andern Menschen in ihrem menschlich berechtigten, d. i. vernünftigen und sittlichen Lebensgenusse nicht störst, sondern im Gegentheil so viel als möglich förderst. Und was will der Staat? daß die andern Menschen dich in deinem staatsgesetzlich erlaubten Lebensgenusse nicht stören, sondern dir möglichst dazu förderlich seien. Der Zweck der Erziehung und des Staates ist, den in der Menschheit liegenden

Glückseligkeitstrieb auf eine dem allgemeinen Besten entsprechende, in der Kenntniß und Anerkenntniß der menschlichen Natur begründete, d. i. vernünftige Weise zu leiten und zu regeln. Oder man gebe doch einen andern Zweck des vernünftigen Staates und der vernünftigen Erziehung an!

Die Erziehung und der Staat beruhen auf dem Grundsatze, daß der Glückseligkeitstrieb in der Menschheit berechtigt ist. Vom Christenthum aber wird dieser Trieb, obwohl er unbewußt die Seele auch des Christenthums ist, für unberechtigt erklärt. Also steht das Christenthum im Widerspruche mit der Grundlage des wahren Staates und der wahren Erziehung.

Den Widerspruch des Christenthums mit Erziehung und Staat bis in das Einzelnste durchzuführen, ist nach allem bisher Gesagten ein Leichtes. Ebenso wird der denkende Leser in Hinsicht der Erziehung ohne Mühe einräumen, daß künftig nur der Mensch als Princip der Erziehung im Auge behalten werden muß: Die zu erziehenden Personen sind vom Menschen, durch den Menschen, zum Menschen, d. i. zur Glückseligkeit im Menschen, zu erziehen, und zu diesem Zwecke muß der Glückseligkeitstrieb im Angesichte der Jugend heilig gesprochen und vorzugsweise als Leitfaden der ganzen Sittenlehre benutzt werden; alles Andere ist vom Uebel. Mit dem Christenthume pfropft man in unsern (!) Tagen der Jugend nur einen, der friedlichen, harmonischen Ausbildung ihrer Kräfte feindlichen Giftstoff ein, wie dies auf augenfälligste Weise aus dem Beispiele des Verfassers gegenwärtiger Schrift, in der angefügten Erinnerung aus seinem religiösen Leben, zu ersehen ist, die aus seinem früher anonym herausgegebenen Werkchen: Theanthropos (Zürich, 1838), hier wieder abgedruckt wird, um die Aufmerksamkeit eines größern Leserkreises darauf zu lenken.

In Betreff des Staates sei nur noch Eines bemerkt, wodurch jener Widerspruch des Christenthums mit ihm in seiner ganzen Größe erscheint.

Wodurch erreicht der Staat seinen Zweck, den nämlich: den in der Menschheit liegenden Glückseligkeitstrieb zu leiten und zu regeln? Durch Gesetzlichkeit. Ein gesetzloser Staat ist ein Unding. Das Gesetz ist das eiserne Band, das alle staatlichen Verhältnisse mit einander fest verbindet. Was thut aber das Christenthum, indem es einen Gott anbeten heißt, der die ganze Welt nur aus Gnade und Ungnade, d. h. gesetzlos und willkürlich regiert? Antwort: Das Christenthum erhebt nicht das Gesetz, sondern die Willkür, auf den Thron der Welt, es vergöttlicht die Willkür. Zwar theilt es, im Widerspruche hiemit, Gott auch die Eigenschaft der Gerechtigkeit zu; aber im Gebete, in der feierlichsten, ergreifendsten Glaubenshandlung kann und darf sich der Christ nur an die Gnade Gottes wenden; er betet also in der That die Willkür als seinen Gott an.

XXXIV.

Die Menschen werden sich immer mehr und deutlicher bewußt, was sie als Menschen, als Staatsbürger, als Christen sind und sein sollen. Das menschliche und staatsbürgerliche Bewußtsein stehen im schönsten Einklange; sie dringen ja auf Ein und dasselbe Ziel hin, auf die Befriedigung des Glückseligkeitstriebes, und sie stehen auf Einem und dem nämlichen Grund und Boden, welcher kein anderer ist, als die menschliche Natur. Das Christenthum dagegen steht mit dem menschlichen oder philosophischen sowohl, als mit dem staatsbürgerlichen Bewußtsein im schneidendsten Gegensatze; es hat ja weder Einen Grund und Boden, noch Einen Zweck mit ihnen gemein; denn die menschliche Na-

tur wird von ihm verflucht, und für's Zweite hat es kein anderes Ziel, als die himmlische Seligkeit durch die Gnade Gottes, und zur Erreichung dieses Zieles ist ihm das menschliche, so wie das staatsbürgerliche Bewußtsein nicht nur entbehrlich, sondern sogar höchst hinderlich und störend. Es ist also klar, wie das Sonnenlicht, daß die Alliance des Staats mit dem Christenthum nicht so natürlich ist, als die mit der Philosophie, und daß das Heil der Völker und der Regierungen nicht darin besteht, daß man christlich, sondern, daß man mit Menschenkenntniß und Menschenliebe regiere; denn, wie wir uns bereits überzeugt haben, sind Kenntniß des menschlichen Wesens und Liebe zu demselben die zwei ersten Bedingungen der menschlichen Glückseligkeit.

XXXV.

Beinahe jedes Blatt der Geschichte beweist den Regierungen, daß die christliche Religion keineswegs eine Religion des Friedens ist, jedes Blatt der Geschichte ruft ihnen zu: Wollt ihr der bürgerlichen Gesellschaft einen dauernden Frieden sichern, so sorgt vor Allem für Vereinfachung des Volksbewußtseins! Diese Vereinfachung kann aber nicht bewerkstelligt werden ohne eine allmälige, vorsichtige Entfernung des Christenthums aus dem Volksbewußtsein.

XXXVI.

Handelt es sich darum, wer dem andern Platz machen soll, das Christenthum oder das menschliche Bewußtsein, so hat letzteres schon, dem Alter nach, das Vorrecht. Es hat schon tausend Jahre vor der Entstehung des Christenthums Menschen gegeben, die sich als Menschen gewußt und gefühlt haben.

XXXVII.

Wie wir aus der Geschichte sehen, kann die Menschheit, kann der Staat ohne Christenthum bestehen, also hat auch der Staat keine sonderliche Störung des gesellschaftlichen Organismus zu fürchten, wenn das Christenthum mit der nöthigen Vorsicht allmälig wieder daraus abgeleitet wird. Dagegen eine Menschheit ohne menschliches Bewußtsein sich erziehen wollen, ist ein wahrhaft barbarisches und widersinniges Unternehmen; gilt es, das menschliche Bewußtsein zu vernichten, so muß nicht nur den Philosophen, sondern der ganzen Menschheit der Garaus gemacht werden.

XXXVIII.

Der Staat ist an sich nicht verpflichtet, für den Unterhalt der Kirche zu sorgen; denn der Staat hat nur Staatsbürger, nicht auch Himmelsbürger zu erziehen. Wohl aber hat der Staat die Pflicht, jede sittliche, d. i. menschlich berechtigte Anforderung der Zeit, wenn ihre Verwirklichung in seinem Bereiche liegt, zu berücksichtigen.

Tiefsittlicher, nicht frivoler Bedeutung sind in unserer Zeit die Ankämpfungen gegen das Christenthum; denn sie hängen nothwendig zusammen mit dem immer mehr und allgemeiner erwachenden, großentheils vom Staate selbst durch Volksunterricht und durch Pflege nützlicher Erfindungen angeregten Selbstbewußtsein der Menschheit.

Von tiefsittlicher Bedeutung ist daher auch z. B. das Verlangen, das sich hie und da kundgegeben hat, der Staat möchte Männer, welche aus guten Gründen der Vernunft und Erfahrung die christliche Erziehung als für ihre Kinder in geistiger und sitt-

licher Beziehung verderblich ansehen, nicht zwingen, ihre Kinder dem öffentlichen Unterricht im christlichen Glauben zu überliefern.

Dies Verlangen ist aber nicht nur von tiefsittlicher Bedeutung, sondern auch von der Art, daß der Staat aus persönlichem Interesse gut thun würde, darauf einzugehen. Denn nur Unheil für die menschliche Gesellschaft kann daraus entstehen, wenn ein freidenkender Vater sich in seinem Gewissen verpflichtet fühlt, seinerseits dem Einfluß des christlichen Unterrichts auf seine Kinder nach Kräften entgegenzuarbeiten. Solcherlei Fälle müssen aber bei der unaufhaltsam sich verbreitenden Bildung und Aufklärung des Volkes natürlich in der Folge immer häufiger vorkommen.

XXXIX.

Die Entfernung des christlichen Bewußtseins aus dem Volke wird mit einigen Schwierigkeiten verbunden sein, schon darum, weil manche materiellen Interessen dabei bedroht scheinen. Vor Allem scheinen die Geistlichen zu der Frage bewogen und berechtigt: „Was soll aus uns werden, wenn das christliche Bewußtsein von dem menschlichen immer mehr in den Hintergrund gedrängt wird?“ Darauf ist zu antworten: Alle Gefahr für ihre Existenz verschwindet, wenn sie den guten Willen haben wollen, aus Theologen Anthropologen, aus Dienern Gottes Diener der Menschheit, aus Predigern Volkslehrer, aus Kämpfern gegen die Volksbildung Vorkämpfer der Volksbildung und des Fortschrittes zu werden. „Was soll aus der Kirche werden?“ Antwort: Eine Volksbildungsanstalt im großartigsten Style. Diese Umwandlung kann aber natürlich nur in dem Grade vor sich gehen und fortschreiten, als das Christenthum aus dem Volksbewußtsein entfernt wird, und bei dieser hochwichtigen Aufgabe unserer Zeit müssen sich die Geistlichen natürlich am meisten betheiligen, wenn sie bald auf

friedliche und befriedigende Weise gelöst werden soll; aber vereinte Kräfte wirken immer mehr, als vereinzelte; darum sollen Politik, Theologie und Philosophie zur Ausführung des großen Unternehmens sich brüderlich die Hände reichen. Politik und Theologie sollen sich in freundschaftlicher Berathung über die zu jenem zeitgemäßen Schritte nöthigen Mittel und Wege zu verständigen suchen; die Politik soll wenigstens da, wo das Christenthum im Schwinden begriffen ist, es nicht mit dem Aufwande außerordentlicher Maßregeln unterstützen; die Philosophie endlich soll sich besonders durch Zubereitung der Wissenschaft für die Fassungsgabe des Volkes dabei betheiligen.

Die Theologen sind gegenwärtig in den Augen des gebildeten Volkes nicht viel mehr, als die Diener einer Art von geistiger Polizei, durch welche die bürgerliche Polizei ergänzt und unterstützt werden soll.

Durch die angedeutete Umwandlung wird ihnen eine viel würdigere Stellung von wahrhaft geschichtlicher Bedeutung angewiesen. Weit entfernt, die Existenz der Theologen zu bedrohen, gehen die in diesen Blättern mitgetheilten Grundsätze nur darauf hinaus, sie vielmehr aus ihrer, von dem allgemeinen, immer rascher fortschreitenden Entwickelungsprocesse der Menschheit abgesonderten, ja, ihm sogar oft feindlichen und darum unvolksthümlichen Stellung zu emancipiren.

XL.

Vielfach ist in unsern Tagen von dem wieder zu erweckenden und zum Theil auch wieder erwachten Einheitsgefühle des deutschen Volkes die Rede gewesen. Die Veranlassung dazu gaben die Drohungen unsers westlichen Nachbarvolkes. Diese Drohungen sind zum Schweigen gebracht; es steht daher zu befürch-

ten, daß in Ermangelung des äußern Feindes jenes Einheitsgefühl wieder einschlummern werde. Es wäre daher nichts so zeitgemäß, als wenn unter den Auspicien der deutschen Fürsten die Lösung der wichtigen Frage: **Wie ist die eben erwähnte Umwandlung der Kirche und des geistlichen Standes auf geistigem, friedlichem Wege am besten zu bewerkstelligen?** zu einer wahrhaft deutschen Angelegenheit, zu einer deutschen Frage, zu einem Einigungspunkte aller geistigen Kräfte des deutschen Volkes erhoben würde.

Erinnerung

aus

meinem religiösen Leben.

Es dringt sich meiner Seele wieder lebhafter, als je, die Erinnerung an jene Zeit auf, da mir der Confirmationsunterricht von einem Geistlichen ertheilt wurde, der mit dem humansten Ernste eine vorzügliche Gabe, jugendliche Gemüther für Religion und Tugend zu gewinnen, vereinigte.

Mit der größten Wißbegierde und Wahrheitsliebe kam ich zu diesem Unterrichte; und doch wirkte er in mir nicht, was er wirken sollte und wollte, — Befestigung im evangelischen Glauben. Wie ging dies zu?

Bezeugen mir doch Alle, die mich als Knaben gekannt hatten, daß ich sehr früh ein für Religion äußerst empfängliches Gemüth an den Tag legte; und ich selbst erinnere mich gar wohl, daß ich nicht so bald der Vorstellung von einem Wesen, welches dies Weltgebäude erschaffen habe und erhalte, fähig war, als ich schon mit recht aufrichtigem Herzen für mein und der Meinigen Wohl zu ihm beten, und für die Wohlthaten, die ich von ihm empfangen zu haben glaubte, ihm danken konnte.

Die Vorstellungen der Vatergüte und Allmacht Gottes waren die einzigen Elemente meiner frühesten Andacht und bestärkten sich wechselseitig; denn was sollte mir ein allmächtiges Wesen ohne Güte? Als solches allein konnte es mir nur Furcht erregen. Und was sollte mir ein unendlich gütiger Vater, der mit dem besten Willen, meine Wünsche zu gewähren, nicht die Macht hätte, sie auch zu verwirklichen? Ich bedurfte eines zu-

gleich allgütigen und allmächtigen Gottes; einen solchen lehrte man mich glauben, und es war mir ein Leichtes, ihn zu glauben und vertrauensvoll meine kindischen Wünsche, Sorgen und Dankgefühle ihm mitzutheilen.

Von Gott, lehrte man mich, kommt alles Gute, und nur das Gute, nicht auch das Böse; er liebt das Erstere und verabscheut das Letztere. Das lautete, in meine kindische Sprache übersetzt: Von Gott kommt nur das, was dir wohlgefällt, und nicht das, was deinen Wünschen widerspricht, was dir wehe thut. Diese Vorstellung war ganz geeignet, meine Liebe und mein Vertrauen zu Gott noch zu erhöhen, andererseits aber mich empfindlicher, trotziger und feindseliger gegen die Menschen zu stimmen. Wer nur immer aus Böswilligkeit oder übler Laune, oder in Folge oder zur Strafe für meine eigenen Vergehen mir wehe that, der war ein böser Mensch, mein und Gottes Feind; daher ich denn dem lieben Gott immer vollauf vorzuklagen und zu jammern hatte ob dieser gar bösen und verdorbenen Welt, die mir so oft vor den Kopf stieß.

Endlich wußte man mir es deutlicher zu machen, wie dasjenige, was meine Eltern und Erzieher mir zu loben und zu lohnen pflegten, zugleich das Gute, das Gott wolle und belohne, so wie das, was jene an mir tadelten und straften, eben das Böse und Gott Mißfällige sei. Ein kleiner Fortschritt in der Erkenntniß des Guten und Bösen, der aber von großem Einfluß auf mein Verhältniß zu Gott und den Menschen wurde!

Jenes trotzige und anmaßliche Wesen, das dem vermeintlichen Lieblinge Gottes so gut anstund, verlor sich nun mehr und mehr; um den lieben Gott mir als Freund zu erhalten, glaubte ich von nun an folgsamer und gefälliger gegen die Menschen mich betragen zu müssen. Jetzt hatte ich nicht mehr allein und ausschließend das Klagerecht vor Gott: die böse, verdorbene

Welt, wie ich sie sonst vor ihm zu schelten pflegte, bekam ihrerseits auch einen Vertreter, und zwar in meinem eigenen Gewissen, das fortan gar oft als Kläger zwischen Gott und mir sich eindrängte. Um den freien, uneingeschränkten Zutritt zu Gott war es geschehen; ohne Vermittelung, ohne gute Fürsprache meines Gewissens glaubte ich seit dieser Zeit ihm nicht nahen zu dürfen. Gott hörte nun auf, der unbedingt Gütige und Mächtige zu sein, indem ich anfing, auch den gerechten Gott, den Gott Abels und Kains, zu ahnen, von dem ich nicht blos zu bitten und zu nehmen, dem ich auch Opfer darzubringen hätte.

Gleichwohl war mir nun einmal der Umgang mit Gott ein unentbehrliches Bedürfniß geworden, und mischte sich auch in mein Verhältniß zu ihm nicht selten die Besorgniß, ob ich ihm auch Genüge thue, oder der Zweifel an seiner Gerechtigkeit, indem ich ihn Manches, dessen ich mich schuldig wußte, nicht sogleich bestrafen, Manches, das ich mir zum Verdienst anrechnete, nicht augenblicklich belohnen sah, so war andererseits meine Andacht zu ihm auch wieder glühender und inbrünstiger, wann nämlich mein *gutes* Gewissen mich ihm zu empfehlen, zum Freudenmahl des Gebetes gleichsam mich einzuladen schien, oder wann die Vorstellung von seiner Güte, der zufolge er, trotz meiner Vergehen, nicht sogleich die Strafruthe mich fühlen ließ, ja, sie öfters selbst mit Wohlthaten erwiederte, in meinem Gemüthe die vorherrschende ward, wann ich mit jenem wiedergenesenen Menschen in Hiob frohlocken konnte:

Ich sündigte und krümmte das Gerade,
Und mir ward nicht vergolten;
Er lösete meine Seele vom Grabe,
Und mein Leben freut sich des Lichts. *)

---

*) Hiob XXXIII. 27. — Bereits von meinem zwölften Jahre an waren die Psalter, Hiob, Jesus Sirach und die Weisheit Salomo's meine liebsten Bücher.

So lebte ich mit Gott wohl nicht in immer gleichmäßigem Verhältniß; bald war er gütig und freundlich gegen mich, bald war er mir böse, und ich scheute mich ihm zu nahen, bald wußte ich gar nicht, wie ich mit ihm daran war, und noch öfter vergaß ich seiner ganz und gar in meinem kindischen Leichtsinn; doch war unsere Trennung nie von langer Dauer: dem nächsten äußern Ereignisse von niederschlagender oder freudiger Bedeutung gelang es immer unfehlbar, den Leichtfertigen an den eifernden Gott zu mahnen, oder den gewissensbangen, kleinen Sünder zum liebevollen Vater im Himmel versöhnend zurückzuführen. Gott war dem einfältigen Kinde bald ein strenger, bald ein gütiger, bald auch wohl ein wunderlicher Vater; aber Vater war und blieb er mir doch immer und unbestritten bis zur Zeit, da ich die Predigt von der Dreieinigkeit zum ersten Male vernahm, bis ich so viel von der Predigt verstund, daß mir zugemuthet wurde, Gott in die Personen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes zu unterscheiden, und doch wieder als ein und dasselbe Wesen, als den Einen Gott mir vorzustellen.

Diese Zumuthung machte einen gar schlimmen Eindruck auf mich; sie hatte mir dieselbe Bedeutung, als sollte ich von nun an einen andern Gott, als den, welchen ich bisher verehrt hatte, anbeten.

Gott, der Vater, mit dem ich sprach, wie mit meinem leiblichen Vater, hatte zu viel Gestalt in mir gewonnen, war mir zu sehr schon Person geworden, als daß jene Anforderung, ihn in mehrere Personen zu trennen, nicht ein natürliches Widerstreben in meinem Gemüthe hätte erregen sollen, und mein Geist war noch zu wenig entwickelt, als daß ich die andere Aufgabe, die getrennten Personen in Eine wieder zu verbinden, hätte lösen können.

Gott, wie ich ihn bisher allein, als Vater, gekannt und verehrt, und Gott in der Einheit mit dem Sohne und dem hei-

ligen Geiste, d. i. der unbegreifliche dreieinige Gott, war mir ein schlechterdings unvereinbares Zweierlei; auch würde ich gewiß nicht mehr und nicht weniger an Gott irre geworden sein, wenn man mir zugemuthet hätte, ihn noch in mehr als drei Personen zu unterscheiden und wieder zu vereinen. Daher mir denn der heilige Geist, sofern er auch als eine Person Gottes mir dargestellt wurde, zunächst ein ganz bedeutungsloser Schall war, und meine Einbildungskraft sich vorzugsweise mit Christus beschäftigte, den ich im einfältigsten Kindesalter als ein gar liebes, kinderholdes Engelein, und später als den frömmsten Menschen kennen und lieben gelernt hatte, und der in so mancherlei Kunstgebilden täglich selbst meinem sinnlichen Auge sich darbot.

Christus kannte und liebte ich vordem als den frömmsten Menschen, der je auf Erden gelebt. Wie rührte mich sein für die leidende Menschheit so wohlthätiges Wirken! Wie empörte mich der Undank, mit welchem ihm von den bösen Menschen gelohnt ward! Wie bewunderte ich die Demuth, mit welcher er die Kränkungen von Seiten seiner Feinde ertrug!

Was aber dem gereifteren Verstande im Leben Jesu wunderbar und übernatürlich zu erscheinen pflegt, das nahm der Knabe mit demselben unbefangenen Glauben hin, wie Alles der Art, was man von andern Heroen des alttestamentlichen oder christlich-romantischen Sagenkreises ihm erzählte; selbst die Auferstehung und Himmelfahrt Christi konnte mir nicht die Ahnung einer übermenschlichen, Gott gleichen Natur erregen, so lange ich den Menschen noch nicht als ein nothwendig dem Tode unterworfenes Wesen begriffen hatte. Christus aber galt mir als der erste unter allen Heroen, die je um die Menschen sich verdient gemacht. Er ward von mir bewundert und geliebt, die andern nur bewundert. In dem Beispiele aufopfernder Liebe, das er mir einprägte, lernte ich zuerst das Gute, als etwas über Lohn

und Strafe Erhabenes, als Etwas, das für sich selbst eine große Bedeutung haben müsse, — ahnen. Gott selbst, mein himmlischer Vater, reinigte sich in meiner Vorstellung immer mehr von den Menschlichkeiten, die ihm eine kindische Einbildung angedichtet hatte, verjüngte, verklärte, vergöttlichte sich in dem Grade, als Christi Sittenlehre, Leben und Wirken sinn- und bedeutungsvoller für mich wurden. Christus, der Mensch, war mir der Spiegel, aus dem Gottes Bild meinem Blicke am schönsten entgegenstrahlte. Und was wurde mir nun der als Gott gepredigte Christus?

Christus, so wie auch der heilige Geist, als Gott gepredigt, war meinem kindischen Verstande immer nur ein Gott neben Gott. Da mir aber das Verbot meines himmlischen Vaters schon bekannt war, das Verbot, das da lautet: Ich bin der Herr, dein Gott: du sollst nicht andere Götter haben neben mir, so mußte der als Gott gepredigte Christus, den mein Verstand nur als einen Gott neben Gott fixiren konnte, auf mein Gemüth nothwendig den Eindruck eines Nebenbuhlers der bisher von mir gekannten und verehrten Gottheit machen.

Ja! also wurde Christus demselben Gemüthe, dem er, als Mensch, vordem so theuer, ich kann sagen, so heilig war, — als Gott ein Greuel! Um noch mit ungestörter Inbrunst zu meinem alten Gotte beten zu können, mußte ich Christus vergessen haben; mein Gebet war vergiftet, sobald sich die Vorstellung von ihm darein mengte; ich glaubte mich dann von einer Stimme unterbrochen, die mein Gebet zum alleinigen Gott meines Herzens als einen Raub, als eine verbotene Freude schmähete. Ja, ein Schreckensgespenst, das in der unschuldigsten Freude mich feindselig störte, so und nicht anders erschien mir von nun an Christus, erschien dem Kinde der Kinderfreund, er, der doch selbst sprach: Wer eines dieser Kleinen, die an mich

glauben, ärgert, ihm frommete es, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäufet würde in des Meeres Tiefe.

Christus, einst als ein Mensch von meinem kindlichen Verstande aufgefaßt, ward als ein Gott von meinem Herzen gefühlt und geliebt; jetzt als Gott von meinem Vorstellungsvermögen, nach der Zumuthung der Kirche, so gut es gehen wollte, angenommen und vorausgesetzt, ward er als ein fremder, aufgedrungener Abgott von meinem Herzen gefürchtet, verläugnet, verabscheut.

Und wohin fliehen vor diesem Schreckensgespenst, das mir den Gott meines Herzens zu rauben drohte? Was half es, daß ich mich fester an meinen himmlischen Vater anzuklammern suchte? War er's doch selbst, den ich gegen seinen Nebenbuhler, gegen unsern gemeinschaftlichen Feind zu vertheidigen hatte! Könnte ich in die Länge noch mit demselben freudigen Vertrauen, wie vordem, die Bedürfnisse meines Herzens ihm mittheilen, ihm, der nun selbst meines Schutzes bedürftig war?

Ich hatte den Gott meiner Kindheit verloren, bevor ich noch in die Zahl der Confirmanden aufgenommen wurde. Und von welchen traurigen Folgen mußte dieser Verlust für mich sein! Hatte ich denn ein bloßes Spielzeug, ein Tandwerk, deß ich endlich satt geworden, in ihm verloren?

Meinen himmlischen Vater, ja selbst meine leiblichen Eltern hatt' ich in ihm verloren. Waren doch die Ermahnungen, Wünsche und Verbote meiner Eltern mir noch einmal so bedeutsam und wichtig von der Zeit an geworden, da ich in denselben gleichsam eine Offenbarung des göttlichen Willens zu erkennen anfing! Meine Eltern hatte ich, meine Brüder und Schwestern, meine lieben Gefährten, Alles, was mir theuer war, hatt' ich in ihm verloren; ich konnte ja nicht mehr für sie beten, ich wußte sie

nicht mehr ruhend im Schooße der göttlichen Barmherzigkeit, nicht mehr behütet von Gottes Vaterauge; dem blinden Ungefähr zum Raube sah ich sie preisgegeben.

Und welchen Widerstand mochte nun das gottverwaiste Gemüth des Knaben, dem man alles Gute und Löbliche, das er anstreben sollte, an den Namen und Willen eben seines nun verlorenen Gottes geknüpft hatte, — nicht einem blos eingebildeten — dem wirklichen Versucher, den Reizen des sinnlichen Lebens, entgegensetzen?

Der gediegene und humane Schulunterricht, dessen ich mich damals zu erfreuen hatte, und eben die Sehnsucht nach meinem verlorenen Gott waren noch die einzigen Schutzengel, die mich fortan vor den gröbsten sittlichen Verirrungen zu bewahren vermochten.

Der Confirmationsunterricht begann. Sollte derselbe vortheilhaft auf mich wirken, sollte er mit Gott mich aussöhnen, mit ihm mich wieder vereinigen, so durfte er ihn selbst nicht in drei Personen, in den Vater, Sohn und heiligen Geist, mir zertheilen, da sie mein Verstand nun und nimmermehr in Ein Wesen wieder zusammenzuschmelzen fähig war. Und dann sträubte sich ja nicht nur mein einfältiger Verstand gegen eine solche Zerlegung und Wiedervereinigung Gottes, ich war auch persönlich schon eingenommen gegen den Sohn Gottes, den mein Herz — wiewohl immer nur mit heimlichem Grauen und mir selbst gleichsam im Rücken — als den Feind, als den Räuber meines himmlischen Vaters anklagte. Sollte daher Christus-Gott mir Versöhner mit Gott werden, so mußte ich vor Allem eben mit Christus-Gott selbst versöhnt sein. Meine Blödigkeit hielt mich aber immer ab, dieses Bedürfniß meinem Religionslehrer aufrichtig mitzutheilen; und von selbst ahnen konnte er es eben so wenig: demnach mußte wohl sein Unterricht, so weit er die Lehre von

der Dreieinigkeit zum Gegenstand hatte, so weit derselbe überhaupt von diesem Dogma modificirt wurde, ganz ohne seine (des Lehrers) Schuld nur noch mehr zur Verwirrung meines religiösen Gewissens beitragen.

So lange des Geistlichen Vortrag bei Gott, dem Vater, verweilte, mit welcher Andacht hörte ich ihm zu!

Aus der Nacht meines Gemüthes tauchte da mehr und mehr wieder auf die Sonne meines alten Kinderglaubens; und die Flamme des Geistes, die, sich selbst überlassen, nur selbstmörderisch in meinem Innern wüthen, oder, die Borde des Herzens überströmend, Heiliges und Unheiliges auf ihrem Wege verzehrend, in den Abgrund des Welttodes, des Nichts, mich fortreißen, oder, ein unstätes Irrlicht, auf dem Sumpfe der gemeinen Wirklichkeit umhergaukeln konnte — sie sammelte sich wieder in das Gefäß des beschwichtigten Herzens, um, genährt von dem Oele, das da floß von den Lippen des Lehrers, stilllebendig emporzuwallen zum göttlichen Urlicht.

Der Lehrer wiederholte mir da, oder brachte mir nur deutlicher zum Bewußtsein, was ich selbst in meinem Innern schon längst erfahren und tief empfunden hatte. Hand in Hand wandelte er da mit mir im heiligen Lande des Lichts. Uns Beiden leuchtete Eine Sonne; sehend war mein Auge, wie das seine; das seine aber war schärfer und geübter, und er verstand es, in einer Menge Erscheinungen der Natur und der Menschengeschichte mir die Spuren meines Gottes zu zeigen, wo ich sie sonst nicht ahnete. Ein gar lieber und nützlicher Begleiter war er mir auf dem heiligen Boden der Heimath, auf den er mich nach langer, schmerzlicher Trennung zurückgeführt hatte.

Kein fremder Priester war er mir da eines fremden Gottes; und nicht hatte er nöthig, mit dem Mauerbrecher des Machtspruchs: Glaube, oder du wirst verdammt! mein Herz zu

stürmen, noch sich in dasselbe einzuschleichen mit dem Dieterich der Beredtsamkeit.

Zur Aeolsharfe gestimmt, willig ergab sich meine Seele dem Hauche seiner Rede, daß er jauchzende, heilige Psalmweisen aus ihr hervorrufe zum Preise des allmächtigen, allgütigen, allweisen, alleinherrschenden Gottes.

Einen Engel grüßt' ich ihn, der mir beistand, den zerstörten, innern Menschen wieder aufzubauen zum Tempel meines einst von mir so innig geliebten Gottes; und frei und ungestört mochte er dann das heilige Amt verwalten in diesem erneuerten Tempel als eingeborner Priester des eingebornen Gottes.

Welch' feindselige Macht aber war es, die in Einem Augenblicke wieder die heitere Sonne meines kindlichen Glaubens mit düstern Zweifeln umwölken, denselben Tempel in seinen Grundvesten erschüttern, dieselbe Opferflamme aus dem Gefäße des Herrn rauben, die Harmonie der gottgeweihten Gefühle zum Aufruhr gegen Gott umstimmen, das Paradies der Heimath in die ödeste Fremde mir umwandeln konnte?

Ach! das war das dunkele Wort, das mir wieder erschallte, von der unbegreiflichen dreieinigen Gottheit. Ja, wie eine heillose Zauberformel, die für immer mich werben und weihen sollte dem finstersten Reiche der Abgötterei und des Aberglaubens, so erdröhnte mir das Wort von der unbegreiflichen dreieinigen Gottheit. Und mit aller Macht sträubte ich mich, einzutreten in dies unheimliche Dunkel, wo ja der Lehrer selbst aufhörte, mein Begleiter zu sein, wo ich keines Schrittes mehr sicher war.

Abgesehen von der Schwierigkeit, einen dreieinigen Gott überhaupt mit meinem Verstande zu fassen, konnte ich durchaus nicht begreifen, warum Gott, um die Menschen zu heiligen, um die von ihm abgefallenen Sünder mit sich zu versöhnen, eine andere Person annehmen mußte.

Gott hatte ich ja vordem schon, wenn nicht unter dem Namen: Heiliger Geist, angerufen, doch als einen heiligen, vollkommenen Geist gekannt, geglaubt und verehrt. Ich glaubte, daß Gott ein heiliger Geist sei, und auch die Menschen heilig wolle. Aus Moses war mir ja schon Gottes Ausspruch bekannt: Ihr sollt heilig sein; denn ich bin heilig.

So lebhaft ich selbst wünschte, immer besser und dadurch gottgefälliger zu werden, eben so lebhaft fühlte ich auch das Bedürfniß des göttlichen Beistandes zu meiner Heiligung. Gottes Güte ließ mich nun mit Zuversicht hoffen, daß er in derjenigen Angelegenheit, die er selbst durch den Mund meiner Eltern und Lehrer, durch Moses und der Propheten Mund meinem Herzen am dringendsten anempfahl, in derjenigen Angelegenheit, welcher meine schwachen Kräfte so wenig gewachsen und genügend waren, seinen Beistand mir gewähren wolle, so wie seine Allmacht mich hoffen ließ, daß er mir denselben auch gewähren könne. Die Menschen aber heilig wollen, sie heiligen können, und ihre Heiligung in der That auch wirken — die Einheit dieser drei Eigenschaften Gottes, ja! diese Dreieinigkeit konnte schon dem zwölfjährigen Knaben, dem Gott bereits als ein vollkommenes, allweises Wesen dargestellt worden, von selbst einleuchten.

Und die Versöhnung mit Gott anlangend, so hatte ich mir Gott, obwohl ich ihn mir öfters ungnädig fühlte, doch nie als ein unversöhnliches Wesen mir vorgestellt. Der Gott meiner Kindheit war mir eben so wenig unversöhnlich, als es mein leiblicher Vater war. Um zur Versöhnung mit mir geneigt zu sein, hatte Gott für das Bedürfniß meines Herzens nicht nöthig, ein Anderer zu werden, so wenig, als ich selbst ein Anderer zu werden brauchte, um mit Gott versöhnt sein zu wollen. So oft ich ihn auch in meiner Einbildung gekränkt haben mochte, so wenig ich hoffen konnte, nie mehr etwas Gott Mißfälliges zu

thun, so wollte ich ihn doch nie erzürnen. Ich wünschte wohl oft, daß er meine Sünde, nie aber, daß er mich selbst vergessen, daß er gleichgültig oder gar ungnädig gegen mich sein möge. Ich hätte allerdings ein Anderer werden müssen, um das Letztere zu wünschen; um aber zu wünschen, daß mir Gott gnädig sei, brauchte ich keineswegs ein Anderer zu werden. Der Wunsch, einen immer gnädigen Gott in ihm zu haben, war ein von meinem innersten Selbst unzertrennlicher Wunsch, obwohl er nicht immer mächtig genug sich in mir bethätigte, um mich von Handlungen abzuhalten, in deren Folge mir Gottes Ungnade drohte, und obwohl ich der Versöhnung mit Gott nicht in immer gleichem Grade mich bedürftig, oder durch seine Gnade mich beglückt fühlte.

Die Versöhnungsfeier selbst aber ward so oft begangen, als die Sehnsucht nach einer unmittelbar von Gott ausgehenden, mein Herz befriedigenden Versicherung von seiner Gnade, und der Glaube an seine Versöhnlichkeit mit gleicher Stärke in meinem Gemüthe sich regte, so oft ich ermuntert durch Elihu's Worte, der da nicht mit den drei andern Tröstern Hiob's von Jehova verworfen worden, ermuntert durch Elihu's Worte:

Der Mensch fleht zu Gott und er begnadigt ihn,
Und läßt ihn sein Antlitz schauen in Jubel,
Und vergilt dem Menschen seine Rechtschaffenheit, *)

jenem andern frommen Sänger mit wahrer Empfindung nachzubeten vermochte:

Erfreue die Seele deines Knechts,
Denn zu dir, Herr, erheb' ich meine Seele,
Denn du, Herr, bist gnädig und verzeihend,
Und gnadenreich gegen Alle, die zu dir rufen —. **)

*) Hiob XXXIII. 26.
**) Psalm LXXXVI. 4.

Denn ich denke: ewig dauert die Gnade,
Dem Himmel gleich befestigst du deine Treue —. *)

und dann meine schwache Stimme verschlungen ward vom Jubelchor aller Geister, die da den Herrn loben und demselben frommen Sänger nachjauchzen können:

Barmherzig und gnädig ist Jehova,
Langmüthig und reich an Gnade.
Nicht immer fordert er vor Gericht,
Und nicht ewig trägt er nach;
Nicht nach unsern Sünden thut er uns,
Und nicht nach unsern Vergehen vergilt er uns.
Denn gleich der Höhe des Himmels über der Erde
Waltet seine Gnade über seinen Verehrern;
Gleich der Ferne des Aufgangs vom Untergang,
Entfernt er von uns unsere Missethaten;
Gleich dem Erbarmen des Vaters über die Söhne,
Erbarmt sich Jehova seiner Verehrer. **)

Der Erinnerung einer solchen Versöhnungsfeier gegenüber, wie ich sie unmittelbar mit Gott so oft in meiner Seele begangen, welch' abschreckenden Eindruck mußte nun das Gemälde jener andern Versöhnungsfeier auf mich machen, die da, von allen Schrecknissen der Natur begleitet, ein für alle Mal vor achtzehnhundert Jahren auf Jerusalem's Schädelstätte vom unbegreiflichen, den schmachvollsten Tod unschuldig leidenden und von Gott sich verlassen fühlenden Gottmenschen für mich, aber ohne mich vollbracht sein sollte!

Gott war im Bewußtsein des Knaben nicht nur ein versöhnlicher, sondern auch unveränderlich gnädiger Gott, obwohl ihm seine Einbildungskraft Gott nicht selten als einen zürnenden, eifernden Gott vormalte, und obwohl das in seinem Innern

*) Psalm LXXXIX. 3.
**) Psalm CIII. 8—13.

unveränderliche Bewußtsein des ewig gnädigen Gottes für sein Gefühl oft auf längere Zeit von dem Bilde des zornigen konnte verdunkelt werden. Das Bild war aber dem Knaben ein häßliches, garstiges Bild; der zürnende Gott war ihm auch ein unseliges, leidendes Wesen, von welchem er für sich selbst keine Beseligung hoffen konnte. Darum bemühete er sich, entweder dasselbe Bild ganz aus seiner Seele zu verdrängen, oder den gekränkten, unseligen, leidenden Gott durch Handlungen und Werke, die ihm gefallen mochten, gleichsam zu warten und zu pflegen; und zu seiner Zeit und endlich entwand sich dann wieder die Vorstellung einer ewigen Gnade dem Mutterschooße meines Bewußtseins, und gestaltete sich mehr und mehr zum deutlichen Bilde eines heitern, seligen und beseligenden Gottes.

Die Erinnerung an dies mein früheres Verhältniß zu Gott wurde mir im Laufe des Confirmationsunterrichts auf das Lebhafteste immer erneuert, wenn die Rede war von der natürlichen Verdorbenheit des Menschen und vom Zorn Gottes, der allein durch den von ihm selbst aus Gnaden in mir erweckten Glauben an die versöhnende Kraft des Blutes Christi mit mir versöhnt werden könne.

Er, der vordem nur in meinem Gefühle, und nicht immer, sondern nur zu Zeiten zornig und leidend war, er wurde mir nun feierlich für zornig, unselig und leidend erklärt; sein Zorn hatte nicht mehr ein einzelnes Vergehen von meiner Seite zur Veranlassung; meine ganze Natur, meine menschliche Natur, als solche, war nun der Grund seines Zornes, und Gottes Versöhntwerden war nun nicht mehr, so zu sagen, von seiner eigenen Natur, von seinem eigenen guten Willen, noch auch von meinem Werkdienste, noch von meinem unmittelbaren Glauben an seine Versöhnlichkeit abhängig: — der Macht und Verfügung eines Dritten gleichsam sah ich ihn übergeben, und zwar ei-

nes in meiner Vorstellung gottfeindlichen und von meinem Gemüthe verläugneten Dritten.

Mißtrauen in Gott, Mißtrauen in mich selbst, und erhöhte Abneigung gegen Christus, das war der auf lange Zeit mir bleibende Eindruck jener Lehre von Christus-Gott.

Die Lehre von Gott, dem Vater, genügte mir schon, mit Gott mich zu versöhnen; die Lehre von der versöhnenden Kraft des Blutes Christi war darum nur geeignet, meine Aufmerksamkeit auf den zornigen, eifernden Gott zu heften, vom gnädigen Gott aber mich zu entfernen, sonach mir den Einigen Gott zu zerstören und zum zweiten Male zu rauben.

Der Tag nahete heran, an dem ich unter der Bedingung, daß ich zum Glauben an den dreieinigen Gott, und vor Allem an die versöhnende Kraft des Blutes Christi mich öffentlich bekenne, in die christlich-evangelische Gemeinde sollte aufgenommen werden. Mit Furcht und Zittern sah ich ihm entgegen.

Sträubte ich mich doch schon dagegen, diese Lehren, sofern sie überhaupt mir Unbegreifliches enthielten, nur nachzureden: ein Widerstreben, welches in meiner Unfähigkeit, die Anforderungen des Schul- und Confirmationsunterrichts gehörig zu unterscheiden, seinen ganz natürlichen Grund hatte. Schon mehrere Jahre, bevor ich in den Confirmationsunterricht geschickt wurde, der es mir zur heiligsten Pflicht machte, Unbegreifliches zu glauben, hatte ich die Schule besucht. In der Schule aber wurde mir Lob gespendet, nur wann ich Beweise gab, daß ich den Lehrvortrag vollkommen erfaßt und begriffen; in der Schule pflegte ich vom Lehrer ausgezankt zu werden, sobald er merkte, daß ich etwas Unverstandenes hersagte. Dadurch wurde ich gewöhnt, nur zu dem, was ich mit dem Verstande vollkommen erfaßt, mich zu bekennen, und, wenn ich ja in der Schulangst mich etwa zum Gegentheile verleiten lassen, unmittelbar nachher

mir selbst die bittersten Vorwürfe darüber zu machen, als hätte ich meinen Lehrer belogen und betrogen.

Und dann, was ich bruchstückweise von jenen Lehren begreifen konnte, war es nicht großentheils wieder im grellsten Widerspruche mit den Erfahrungen und Bedürfnissen meines Herzens?

Der Tag der Confirmation war gekommen. Aeußerlich auf das Schönste geputzt, im Herzen Jammer und Verzweiflung, betrat ich den festlich geschmückten Tempel. Mit bebenden Lippen sprach ich das verlangte Ja; aber für mich hatte es keine andere Bedeutung, als das: Ja, ich hab's gethan, mit welchem ein auf die Folterbank geschraubter Mensch sich zu einem Verbrechen bekennt, daran er keinen Theil hatte. Und mit welch' furchtbarem Gefühle nahete ich mich nun dem Altare, an dem ich mit Christo sollte vereinigt werden, mit dem Gotte, der, als Mensch, freiwillig sein Leben für das Heil meiner Seele geopfert habe, während ich mir selbst als ein Opfer, das ihm geschlachtet wurde, erschien! Mit welcher Verbrecherangst nahete ich dem Altare, an dem mir Brot und Wein zum Zeichen der Vergebung meiner Sünden sollte gereicht werden, in demselben Augenblicke, wo ich die ruchloseste Handlung zu begehen fürchtete, durch feierliche Hingabe an einen Gott, den mein Herz verläugnete, durch feierliche Verläugnung des Gottes, der meinem Herzen so lieb und theuer war. Denn verloren hatte ich ihn wohl, den Gott meiner Kindheit, schon bevor ich zum Confirmationsunterricht kam, und wieder gefunden und wieder verloren hatte ich ihn im Laufe jenes Unterrichts; aber verläugnet hatte ich ihn bis zu jener Stunde noch nie, aber meine Treue, meine ausschließliche, sehnsuchtsvolle Liebe zu ihm, dem alleinigen Gott meines Herzens, hatte ich ihm in keinem Augenblicke noch abgeschworen. Immer noch mit dem sehnlichsten Verlangen schmachtete ich bisher nach ihm; und unzählige Male, unter hei-

ßen Thränen, auf den Knieen hatte ich ihn angerufen, daß er endlich die Nacht meiner Zweifel aufhellen und als den wahren, einzigen und einigen Gott sich mir kundgeben möchte.

So schwer es mir fällt, ja, ich muß es gestehen, der Tag meiner Confirmation war mir der unseligste, den ich bis dahin verlebt hatte.

„Tag der Schuld, des Gerichts, der Verdammniß!“ mit diesen schauervollen Zügen stund er viele Jahre eingezeichnet, mit meinem Herzblut eingezeichnet in das Tagebuch meines Lebens; und wie oft fühlte ich mich, wenn ich nach Jahren noch seiner gedachte, wie oft mich versucht, die Worte über ihn zu sprechen, die Hiob sprach über den Tag seiner Geburt:

Derselbe Tag, er sei finster!
Kein Segen erfreu' ihn von oben,
Und über ihm strahle kein Licht!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Feuerbach, Friedrich Heinrich,

Die Religion der Zukunft

Bd.: 1

Zürich [u.a.] 1843

Polem. 980 cm-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10773486-6